



Berlin, den 8. April 1899.

Pantomimus.

Sehn Jahre ist's ungefähr her, da kamen die im pariser Cerele Funambule-lesque vereinten literarischen Feinschmecker, Stützer und Tonangeber auf den Einfall, die alte Pantomime zu neuem Leben zu wecken. Warum nicht? Sie hatten den Rock, die Kravatte und die Romantik von 1830 wieder in die Mode gebracht: warum sollte der selbe Erfolg nicht dem Versuch beschieden sein, die rhythmische Geberdensprache des Pantomimus und der Pyrrhiche zu modernisiren? Etwas mußte geschehen, denn der Realismus und Naturalismus war allgemach gar zu langweilig geworden. Immer schwarze, graue und braune Röcke, zur Abwechslung höchstens einmal eine Arbeiterblouse, immer zerhackte, gestammelte Sätze, deren Schlagwörter dem Argot von Montmartre oder der Langue Verte der Strolchsphäre entlehnt waren, in übel riechenden Spelunken immer wieder die selbe Ausstellung von Unflätigkeiten und Scheusäligkeiten: nein, es ging wirklich nicht mehr. Die Freude an der frechen und frischen Rebellion gegen die Philisterei und Pedanterei der Dramenpäpste und Theaterbuzzen war verbraust, die Abhärtung des lieben Publikums hatte so riesige Fortschritte gemacht, daß es nun völlig entschämt war und, als Masse, ohne zu zucken, Zoten ertrug, die den Einzelnen, Mann und Weib, aus dem Zimmer getrieben hätten, und sogar die ungeheure Entdeckung, daß der gute Bürger sich in seinen vier Wänden oder gar auf dem Marktplatz nicht monologisch zu äußern pflegt, hatte den ersten Reiz der Neuheit verloren. Man hatte Epoche gemacht. Man wollte wie-

der Epoche machen. Denn eine rechtschaffene moderne Kunstepoche darf nicht länger dauern als höchstens vier bis fünf Jahre. Zu neuer Stilifirung fehlte noch das Talent und der Muth; - erst später sollte Edmond Rostand, der Tyranodichter, den Weg in die gallische Renaissance weisen. Damals schien es am Besten, vom Neuesten gleich bis aufs Älteste zurückzugreifen. Also Pantomime. Freilich: mit der alten Manier der augustischen Zeit ging es nicht; mythologisch-erotische Stoffe hätten die blasirte Menschheit von 1890 kaum noch gelockt und Bathyllos wäre im Chat Noir nie populär geworden. Auf die Modernisirung kam Alles an. Man wollte vage Gestalten, die nur die allgemeinsten Züge der Menschlichkeit trügen, wollte zeitlose Handlungen, die auf jedem Schauplatz, in jeder Zone, zu jeder Stunde möglich wären. Kein gesprochenes Wort, kein superkluger Versuch, auf dem bretternen Gerüst, dem die vierte Wand fehlt, Wirklichkeit vorzutäuschen. Nichts war den Franzosen damals noch ein fremder Mann, den höchstens ein kleiner Grotterkerkreis kannte; in die Stimmung der Geister war aber schon ein Hauch der Einsiedlerweisheit gedrungen, die Zarathustra sprechen ließ: „Was ist denn wirklich? Zieht einmal das Phantasma und die ganze menschliche That davon ab, Ihr Rüchternen! Ja, wenn Ihr Eure Herkunft, Vergangenheit, Vorschule, Eure gesammte Menschheit vergessen könntet! Es giebt für uns keine Wirklichkeit.“ Es sollte sie auf dem Theater fortan nicht mehr geben. Man rettete sich vor dem Naturalismus ins altitalienische Maskenspiel, vor Coupeau und Gervaise zu Pierrot und Colombine, den lachenden Erben des Pantomimus der Kaiserzeit. Aber ... diese Erben lachten zu laut, zu lange, zu lustig. Das war monoton, war für fränkeltnde Nerven keine passende Kost; robuste Heiterkeit taugt nicht für müde Menschen. Da half ein genialer Zeichner: Willette schuf seinen Pierrot morne. Das war nicht mehr der mehligke Lämnel mit den wasserblauen Augen und den blutrothen dicken Lippen, die sich ewig zum Küssen spigten, nicht der ungeschlachte Tölpel, der für verliebte Schwüre schallende Ohrfeigen einhandelte, sich in Schränke verkroch und schweinisch quielte, wenn der Herr, der bedrohte Ehemann oder die handfeste Liebste ihn bei der Halskrause nahm und so tüchtig schüttelte, daß ihm das weiße Pluderkleid wie ein Leichenlaken um die feisten Glieder schlotterte. Das war ein hagerer Herr mit vergrämten Zügen, der den Pierrotkittel wohl nur gewählt hatte, um auf der großen Maskerade des Alltagslebens unerkant zu bleiben, ein verwöhnter Skeptiker, der die Wange dick mit Mehl betupft hatte, um die Spuren des Harns, der Ausschweifung und todsündigen Lust an den Nachtlämpfen der Zeitlichkeit zu verbergen. Ein Pierrot, der

längst das Zweiseln und das Ekeln gelernt hat, der pantin humain, der aus müden Augen in eine entgötterte Welt starrt. Er lächelte oft, doch nie ohne Bitterkeit; und wenn er lachte, klang schaurig, wie aus zahnlos modernem Mund, klang wie ein Gespenstergekreisch um Mitternacht. . . Dieser Pierrot paßte in seine Zeit; er konnte der neuen Pantomime die Stimmung geben. Ein geschickter Theatermann, Michel Carré, packte ihn am Kragen, packte ihn in der Maienblüthe seiner Schlingeljugend, assoziirte sich schnell einem pfliffigen Musikanten und schleppte die gute Beute auf die Bühne. Das allerliebste Stück stummer Menschentragikomoedie kam zur rechten Stunde. L'enfant prodigue war in Paris die Sensation eines Winters und Pierrot trat die Rundreise durch die von der Kultur beleckten Welttheile an. Er erkostete, erlistete, ertrogte der Pantomime den Sieg, — hätte ihn auch in Berlin, wo die pariser Moden stets ein Bischen verspätet angenommen werden, ihr ersochten, wenn, statt einer Vorstadtspielerin, Fräulein dell'Era dem ruchlosen Epheben Körper und Seele gegeben hätte. Dazu kam leider nicht; und Monsieur Séverin, der im Metropol-Theater jetzt den Andächtigen als „erster Mimiker Frankreichs“ vorgeführt wird, ist zu schwach, zu arm an individuellem Reiz, als daß ihm die Eroberung der Festung gelingen könnte, von der Neugermaniens Kunstgeschmack das Zeichen zum Widerstand oder zur Unterwerfung erwartet. Auch kommt Pierrot uns diesmal gar zu blutrünstig, gar zu sehr im Stil Bouchardys und d'Ennerys: er mordet, sieht, wie Hamlet, einen leibhaftig scheinenden Geist und wird, wie Don Juan, in die Hölle geholt. Catulle Mendès, der fein empfinden und sauber gestalten kann, begnügte sich mit den ältesten Melodramenmitteln, als er für den Massengeschmack den Chand d'habits schuf. Er fand einen Bruder im Wagnerglauben und dieser flinke Herr Bouval kleidete die unfrei nach Erckmann-Chatrion zusammengeklebte Mär vom ermordeten polnischen Juden in ein behend gewebtes Leitmotivengewand, dessen Bruststück allerlei Wälfenweisen zieren. Mit Willettes Pierrot aber wußte der zuchtlose Parnasserzögling nichts anzufangen. Er ließ ihm den weißen Wulstfittel der commedia dell'arte — die Riesenknöpfe des bergamaschischen Hausburschen fehlten: sie hätten zu komisch gewirkt —, aber er nahm ihm die modernisirten Wesenszüge des Zannisproffen und schmuggelte unter dem Komikerhemde den bleichen Verbrecher des Melodramas ein. Den entarteten Pierrot Catulls verführt eine Phryne; um sie für sich allein zu haben, tötet er einen jüdischen Kleiderhändler, dessen Spußgestalt dem nach Genuss Langenden dann immer wieder als Schreckbild erscheint und ihn endlich in den

Höllenschlund reißt, während er eben hoffte, in seiner Guldin Armen von langer Qual ausruhen zu können. Das ist nicht sehr neu, nicht sehr unterhaltend und nicht sehr „tief“. Aufgeregte Drehfusleute könnten freilich in der Pantomime verborgenen Sinn wittern und kühn verkünden, in ihr sei gezeigt, daß Frankreich sich von dem Gespenst des gemeuchelten jüdischen Hauptmanns trotz heftigem Rühren und üppigen Taumelräuschen nicht zu befreien vermag und daß der Schutzschelm der Teufelsinsel die Mörderbande bald in seinen Bereich zerren wird. Doch darf der Nüchterne solche Symbolik getrost dem Berliner Tageblatt überlassen und sich an greifbarere Erscheinungen halten.

Biel wird er nicht finden. Das Ding wäre unerträglich, wenn im Stil der Suezzeit dazu gesprochen würde. Wir sind mit Redensartigkeit übersättigt und namentlich jeder Pathosston klingt uns wie schon einmal gehört, wie ein mattes Echo von der Schaubühne oder aus dem Schwurgerichtssaal. Die Zwiespältigkeit einer Weltanschauung, die sich von der verwesenden Leiche ihres alten Glaubens offiziell nicht trennen mag, hemmt den Strom freier Rede voll Mark und Nachdruck. Da ist's ein Vergnügen, den Stummen oder doch stumm Scheinenden zu lauschen; sie heucheln wenigstens nicht, reden nicht nach der Romantikermode und ersparen uns auf dem Kleid der Lust und des Schmerzes die Phrasenverbrämung. Die größten Dramen, Othello und Hamlet, Macbeth und Lear, könnte der Blödeste ohne ein gesprochenes Wort verstehen; sie wirken durch die Kraft ihrer Bildlichkeit, die Seelen erschließt und in die dunkelsten Bezirke kaum bewußt werdender Regungen den Blick schweifen läßt. Auch in dem schwachen Minodrama des wandelbaren Mendès, das mit der Menschheit beiden großen Gegenständen, mit Hunger und Liebe, ein Schreckspiel treibt, steht der Mörder, trotz seinem weißen Kittel, hüllenlos vor unserem Auge; wir sehen die irren Flämmchen, die durch seinen halbwachen Thorensinn flackern, — sehen sie deutlicher, als wenn wir den Kommentar hörten, den seine Zunge dazu lallen könnte. Der Kommentar käme ja doch aus dem Geist der Anderen, aus Büchern oder anerkanntem Nachbarntratsch. Jetzt müssen wir selbst ihn suchen, selbst mitthätig sein; und die ungewohnte, reizende Arbeit regt uns zum Nachdenken an. Da steht ein Mensch, der gemordet hat. Warum? Er sagt es nicht, doch wir sehens; braucht Cain erst zu sagen, warum er Abel erschlägt? Eine feile Schöne hat sich dem nie zum Genuß geladenen und doch in Bier schmachtenden Bengel für die Stunde verheißten, wo er die Mittel haben wird, ihren Luxus zu bezahlen. Der Zufall führt ihm einen Wehrlosen, den er für reich hält, in den Weg, der leidenschaftlichen Brunst muß die hemmende Vorstellung von Schuld und Strafe

weichen: er mordet und will in den Boudoirwohlgerüchen des feinen Liebchens die Blutspur wegwaschen . . . Wer in diesem Augenblick den dem stummen Spiel Zuschauenden mit dem alten Zauberwort von der Freiheit des Willens läme, würde ausgelacht, — auch von Denen, die Schopenhauers Meisterstudie nicht gelesen und die Lehre vom Determinismus stets mit strenger Miene verworfen haben, im stolzen Gefühl, als die Krone der Schöpfung von fremder Beeinflussung völlig frei zu sein. Zu deutlich ist hier die Belastung des Willens sichtbar, zu klar erkennbar der Draht, der den Entschluß ins Bewußtsein leitet, als daß der Glaube an ein liberum arbitrium aufrecht bleiben könnte. Während Herr Séverin, mit der seit dem enfant prodigue für die Pierrotrolle vorgeschriebenen weibischen Grazie, die hier schlecht angebracht scheint, seine vermaledeiten Geberden macht, festigt sich in dem Betrachter die Ueberzeugung: Pierrot ist gar nicht so schlimm; er wäre nicht auf dem Pfad des Verbrechens gerathen, wenn ihn die Schöne nicht angestiftet hätte. . . . Hat sie ihn wirklich angestiftet?

Ganz leicht wäre es nicht, sie als Mitthäterin verurtheilen zu lassen. Vor Geschworenen könnte es gelingen, denn die hübsche Dame ist lächerlich; doch von den Schwurgerichten hat ja schon Enrico Ferri gesagt: „Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben; die Ausübung der Strafjustiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Fabrikanten, der vielleicht nie vorher in seinem Leben einen Strafprozeß vor Augen gehabt hat.“ Gelehrte Richter würden am Ende zögern. Zwar lehrt uns ein Paragraph des deutschen Strafgesetzbuches, der Anstiftung sei Jeder schuldig, der „einen Anderen zu der von ihm begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch des Ansehens oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oder Beförderung eines Irrthums oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt hat.“ Die Auswahl ist ziemlich groß; besonders die Generalklausel „oder durch andere Mittel“ ist bedenklich und der Determinist Franz von Liszt sagt in seinem Lehrbuch noch obendrein, „im gegebenen Falle müsse sogar scheinbares Abtrathen von der Begehung der Handlung als für die Begriffsbestimmung genügend erachtet werden.“ Auch ließe sich gegen die Petäre wohl mit der Behauptung operiren, sie habe durch ein Versprechen die Mitthäterchaft auf sich geladen: sie verhiess sich dem Reichen und wußte doch, daß nur eine strafbare Handlung dem armen Schlingel Reichthum verschaffen konnte. Aber — eben thut sich bei Bengalsfeuer der Hölletrachen auf — die berühmtesten Kommentatoren des Strafgesetzbuches, Oppenhoff an der

Spitze, fordern, der Anstifter müsse in dem Thäter den bestimmten Willen, die That zu begehen, nicht nur eine Geneigtheit oder einen unbestimmt auf das Ziel gerichteten Wunsch, geweckt haben. Das ist der Fall Lady Macbeth. Sie hat dem zaudernden Gemahl den Mordgedanken nicht nur so im Allgemeinen suggerirt, sondern ihm bis ins Einzelne den nächtigen Plan vorgezeichnet, „der allen unsren künftigen Tag' und Nächten soll unbeschränktes Herrenthum erflehen“, und jeder Gerichtshof würde sie ohne Zubilligung mildernder Umstände zum Tode verurtheilen. Bei Pierrots Liebchen liegt die Sache anders: die kluge Sünderin hat den Werber nicht auf den Mordweg gewiesen, sondern ihm nur gesagt, um welchen Preis sie ihm allein gehören wolle, und dem Brünstigen anheimgestellt, selbst seinem Willen die bestimmte Richtung zu wählen. Eine im Großväterglauben an die Willensfreiheit erwachsene Jury würde sie vielleicht laufen lassen; und gelehrte Deterministen könnten den faßbaren Vorfall vermissen und höchstens erwägen, ob mit dem Eventualdolus nichts zu machen sei. Der Spruch würde dann wahrscheinlich von der Art der Vertheidigung abhängen, von dem Ausgang des Duells zwischen dem Staatsanwalt und dem Privatplaideur, denen in solchem Fall das brusttönige Pathos sicher nicht fehlen würde. Ein Glück, daß uns die Redneri diesmal erspart bleibt; gewöhnlich bringt sie doch nur längst ausgedroschenes Stroh. Wohl konnte mit Recht vor ein paar Wochen ein französischer Anwalt fragen: Comment être au criminel le vir bonus dont parle l'orateur romain, si, négligeant la vie et les êtres — condition essentielle pour pouvoir au besoin excuser —, on s'en tient aux lieux communs, aux croyances mesquines, au préjugés étroits, et si, chose plus grave, l'on va jusqu'à entretenir en cet état d'esprit ceux que l'on a la noble charge d'éclairer et de guider dans la voie de vérité? Wann aber erschallt vor den Schranken unserer Gerichte solche wahrhaftig wägende Stimme? Ueber eine geschickte Gruppierung möglicher Thatfachen kommen unsere forensischen Redner selten hinaus und jede effektvolle Beleuchtung ruft schon den Beifall der Hörer hervor. In der Pantomime entschleiert sich ohne Wortschwall das Menschliche der „Sache“ und das Urtheil wird von keinem für den Staat oder fürs Honorar schweigenden dialektischen Künstler entbunden.

Das Spiel ist aus... Aber der aufgestörte Sinn haftet auf dem Heimweg noch an dem stummen Verbrecher und der rofigen Buhlerin. Vor zwei Tagen ist Frau Johanna Rosengart in Königsberg von der Anklage, den Gutsinspektor zur Ermordung ihres Mannes angestiftet zu haben, freigesprochen worden. Der Spruch konnte nicht anders lauten: es gab keinen

Thäter — für die Schuld des Inspektors war kaum der Schatten eines Beweises herbeigebracht —, also konnte es auch keine Theilnehmerin geben. Und dennoch hat das Urtheil Manchen, der sich besonders sittlich dünkt, nicht in des Busens Tiefe befriedigt. Die Schaar dieser Unbefriedigten, die mit Kant den theokratischen Grundsatz bekennen, nach der Moralkregel müsse Böses mit Bösem vergolten werden, wäre noch viel größer gewesen, wenn der Inspektor lebendig auf die Anklagebank geschleppt und seiner Schuld überführt worden wäre. Dann wäre der Fall uns im Reagensglas vorgeführt worden, wo die Wirkung der Körper auf einander dem durch das Mikroskop gesteigerten Sehvermögen des Beobachters erkennbar ist, und der Staatsanwalt hätte nicht nöthig gehabt, das Grab des Ermordeten öffnen zu lassen, um so vielleicht in der letzten Stunde noch den fehlenden Schuldbeweis aus der Erde zu kratzen.

. . . Eine unglückliche Ehe. Ein roher, trunksüchtiger Mann, der die tüchtige, im Willenscentrum ungelähmte Frau quält, beschimpft, schlägt und sie, deren Leib noch die Spur seiner Mißhandlung trägt, nachts in sein Bett zwingt. Die Kinder wachsen heran, die Alkoholvergiftung des Gatten schreitet fort, die häuslichen Szenen häufen sich: man muß sich vor seinem eigenen Fleisch und Blut schämen. Auch vor dem Gesinde, den Gutsleuten, denen das Toben und Heulen nicht zu verbergen ist. Wie sollen sie vor einer Frau Respekt haben, die so Vieles herunterschlucken muß, ohne sich wehren zu dürfen, die rohste Schmähung, den niedrigsten Zweifel an ihrer körperlichen Treue? Die Leute zeigen schon mitleidige Mienen. Einer besonders, der Inspektor, der beinahe täglich auf dem Hofe verkehrt. Ihm klagt sie ihr Leid, ihn hält sie oft auf dem Gute zurück, weil sie, so lange er da ist, immerhin ein Bißchen besser behandelt wird. So entsteht eine stille Vertraulichkeit, die das Staunen der Dienstboten erregt und dem von der Herrin Begnadeten schmeichelt. Heimlich keimt, langsam, in ihm der Entschluß. In trüben Stunden hat die Frau mehr als einmal der Frage nachgedacht, wie Alles sein, Alles werden könnte, wenn ihr Mann, der Störenfried, plötzlich verschwände. Plötzlich: nur kein langes, der Pfllege bedürftiges Siechtum, das sie noch elender machen müßte. Aber in seinem Alter sterben ja viele Männer; und Einer von Denen, die er gekränkt, aus dem Brot gejagt oder zum Krüppel geschlagen hat, könnte ihn eines dunklen Tages aus dem Hinterhalt weggraffen. Dann wäre sie frei, wohlhabend, könnte nach Herzenslust in Haus und Hof schalten und walten, als gute Wirthin für ihr Gesinde sorgen, ohne vor wüsten Szenen zu zittern, ein behagliches Leben führen und, wenn sie d ann doch noch ein zweites Mal versuchen wollte, nach freiem Ermessen den neuen Eheherrn wählen. Solche Gedanken drängen sich der zwischen dem Mann und

den Kindern einsam Leidenden auf die Lippe. Sie spricht sie ihrem Vertrauten aus und fügt, in der frischen Wuth über eine eben erduldete Mißhandlung, den leidenschaftlichen Zornruf hinzu, Den, der sie vom Tyrannen befreie, werde sie jubelnd als ihren Erlöser preisen und ihm, dem Rächler ihrer Ehre, die blutigen Hände küssen. Nach jedem Sturm im Hause wiederholt sie stöhnend das Wort . . . Es ist nicht ganz ernst gemeint, stammt zum Theil nur aus weiblicher Freude am Ueberschwang, aus dem Bedürfniß aller Schwachen, Versklavten, sich in Worten wenigstens auszutoben. Dem Inspektor aber, der, seit er ihres Vertrauens gewürdigt ward, wie der fromme Knecht Fridolin der Gebieterin ergeben ist, scheint es heiligster Ernst. Er überlegt. Sein Leben war von Verbrechen rein. Er hat pünktlich seine Arbeit geleistet, mehr gescharwert, als die Pflicht befahl, und zu Gewaltthaten nie die leiseste Neigung gespürt. Nun ist er verbraucht, im letzten Stadium der Schwindsucht, die seine Sexualtriebe gesteigert hat, und an der kurzen Zeitspanne, die er unter Qualen noch zu durchmessen hat, liegt ihm nichts mehr. Wenn er der Erlöser der gütigen Frau würde, den Mann mit auf die letzte Reise nähme, der Allen im Wege ist? Allen: auch der Wirthschaft, die dem Inspektor ans Herz wuchs, und den Kindern, denen die bange Wahl zwischen Vater und Mutter erspart bleiben muß. Im Herrenhaus und in den Kossäthenhütten würde Alles aufathmen, wenn der Eine weg wäre, der nie einem Wesen Gutes erwies. Das wäre kein Mord, wäre Richterarbeit, das Werk eines Sühners begangener Schuld. So wenigstens scheint es der schwärmenden Phantasie des Phthisikers, der an den Besitz der Frau nicht zu denken, von ihrer leiblichen Hingebung kaum zu träumen wagt, dem, als er die tödende Kugel aus dem Gewehrlauf jagt, wie eine himmlische Vision nur die Möglichkeit vorschwebt, die Herrin könnte ihm dankbar die blutigen Hände lassen . . . Und nun überlebt er, wider Erwarten, sein Opfer noch um ein langes Jahr. Nun sieht er die Frau, die er mit erlöschender Kraft retten wollte, neben sich auf der Sündenbank, als Anstifterin zum Mord angeklagt.

. . . Hat sie ihn wirklich angestiftet?

Rein: nie hat sie zu ihm gesagt, er solle hingehen und morden, — niemals. Sie zeigte ihm nur das Ziel ihres Sehns, nicht den engen, gefahrvollen Pfad, der über einen von frevler Menschenhand gefällten Körper dorthin führen könnte. Sie verbarg nicht, was zur Nachtzeit wie ein dämmernder Hoffnungsschein dem verzagenden Sinn aufging, aber sie nahm nicht die Lampe, griff nicht den Arm des Mannes, um dem Tastenden auf die richtige Spur zu helfen. Und einmal, als er, mit hektisch gerötheten Wangen, von solcher

Möglichkeit sprach und die erfahrenere Frau fragte, ob eine Mordthat auf dem Lande wohl unentdeckt bleiben könne, da hat sie in heftiger Rede ihm sogar abgerathen, ihm die unkluge Berruchtheit des Einfalles vors innere Auge gerückt... Und dennoch! Schloß ihre Warnung damals nicht mit einem Seufzer, der wie das Schluchzen einer Verzweifelnden klang? Miß nicht ihre ungestüme Klage erst den Abgrund auf, aus dem nun das blutrothe Irriucht aufzuckt und den schwindfüchtigen Schwächling in ein erträumtes Heroenthum lockt? Und sprach ihr Auge, ihre ruhelos einen Rettungspfad suchende Geberde nicht anders als ihr an die Pflicht mahnender Mund, ganz anders? Rief der Blick, die Hand nicht dem willig Unterjochten zu: Thus! .. während die blasse Lippe von zeitlichen und ewigen Strafen die alte Schulweisheit murmelte?

Die großen Dramen kann selbst der Blödeste ohne ein gesprochenes Wort verstehen. Und wenn die Tragoedie von Zögershof sich so abgespielt hätte, wie sie hier nachgedacht wurde, dann hätte sie auch als Pantomime gewirkt und deutlicher als die längsten Plaidoyers den aufmerkenden Betrachter gelehrt, wie es mit der Freiheit des Willens und mit der Anstiftung im tiefsten Bewußtseinsgrunde eigentlich bestellt ist. Das Strafrecht braucht, so fein differenzirend und das dünnste Härchen noch sorgsam spaltend es in seiner begrifflichen Kasuistik dem Laien erscheint, grobe, für die Urtheilsbegründung greifbare Thatmerkmale und kann deshalb, trotz Kants moralischer Regel, beim besten Willen nicht immer das Böse mit Bösem vergelten. Auf dem Willen der zum Erkennen vereinten Richter lastet das Altengepäck der Voruntersuchung; und die Fechterkünste der forensischen Duellanten können sie leicht zu schlimmer Irrung anstiften. Der nicht mit Rhetorengewandtheit begabte Angeklagte hat da ein schweres Spiel; und gegen den des Wortes mächtigen waffnet sich leicht wiederum das Mißtrauen der oft Belogenen und Betrogenen. Dostojewskijs Rasolnikow hat einen russischen Staatsanwalt einst von der Nothwendigkeit einer Reform und Vermenschlichung des Strafrechtes überzeugt. Das schwache Geberdedrama des Erotikers Catulle Mendès könnte, wie die Komödie den Pfarrer, unsere Juristen bessere Psychologie lehren und sie erkennen lassen, daß der Rächer menschlicher Schuld unter den täuschenden Wortschleier schauen und die Vorgänge, die zum Verbrechen führen, vor seines Geistes Auge als Pantomime sehen muß.



Das Dänenthum in Südjütland.*)

Bei einem ernstem nationalen Zusammenstoß mit einer fremden Macht blickt jedes Volk auf seine Regierung als auf seinen natürlichen Wortführer. Wie klein ein Land, wie wenig zahlreich seine Bevölkerung auch sei: es erwartet von seiner Regierung nicht nur eine kluge, vorsichtige, sondern zugleich auch eine stolze, mindestens eine würdige Haltung. Wenn das dänische Volk unter den schwierigen Verhältnissen, in die jetzt die Südjüten gerathen sind, eine solche Hoffnung hegte, so ist es getäuscht worden. Es ist der dänischen Regierung, die ja auch nichts und Niemand, nicht einmal eine Partei, geschweige denn ein Land, repräsentirt, nicht gelungen, sich mit der deutschen Regierung zu einigen, und noch weniger, Eindruck auf sie zu machen.

Es wäre deshalb äußerst kindisch, wenn ein Privatmann ohne Macht und Autorität sich einbildete, er, für seine Person, vermöchte sich mit dem deutschen Volk in dieser Frage zu einigen. Wo das Nationalgefühl im Spiele ist, haben die Völker taube Ohren gegen Jeden, der für die Sache eines unterdrückten Nachbarstammes eintritt. Doch es giebt ja bei allen Völkerschaften eine Elite der besten Elemente. Und jedenfalls kann man — selbst dem offenbar Ausfichtlosen gegenüber — zuweilen nicht umhin, sich zu

*) Ob der vom Oberpräsidenten von Köller, im Einvernehmen mit dem preussischen Staatsministerium, in Nordschleswig beschrittene Weg richtig gewählt war und ob er an das erwünschte Ziel führen kann, darüber ist hier bisher noch kein bündiges Urtheil gefällt worden, weil es schwer möglich war, von fern die Verhältnisse zu übersehen, und es sich nicht empfiehlt, in nationalpolitischen Machtfragen nur mit dem Phrasenrüszeug des alten Liberalismus zu rasseln, dessen gepriesene „Humanität“ stets da versagt, wo seine eigenen Lebensinteressen ins Spiel kommen. Nachdem schon früher der starke norwegische Dichter Björnsterne Björnson hier von seinem Skandinavienstandpunkt die Frage beleuchtet hat, erbittet nun der seine Kritiker und Essayist Georg Brandes, ein Däne, der längst zum guten Europäer im wieschischen Sinne ward, vom deutschen Volke Gehör. Das darf ihm um so weniger versagt werden, als wir Alle ihm dankbar sein müssen; denn er hat für die Verbreitung und Erkenntniß deutschen Geistes und deutscher Dichtung im Auslande ungemein viel gethan, wir Alle haben von ihm gelernt und wissen, daß er kein Feind deutscher Macht, kein Verkleinerer des deutschen Ansehens ist. Freilich spricht er als Däne, aber er vertritt zugleich ein Kulturideal, das auch der Deutsche nicht aus den Augen verlieren darf, wenn er auf die Achtung des Kulturkreises Werth legt. Und ist es nicht die Aufgabe einer Zeitschrift, alle Erscheinungen und Konflikte des nationalen Lebens in mehrfacher Beleuchtung zu zeigen und dem mündigen Leser so die Möglichkeit eigenen Urtheils zu bieten? Dem Dänen Brandes wird, wie dem Czjechen Kramarz, hier ein Deutscher deutlich antworten. Aber gehört es nicht zu den besten Ueberlieferungen deutschen Geistes, auch dem Fremden, dem anders Glaubenden aufmerksam zu lauschen, um so seines Wesens Ton zunächst erst einmal kennen zu lernen, ehe man ihm zu widersprechen, ihn zu widerlegen versucht? M. G.

fragen: Was ließe sich vorbringen, wenn es einem einzelnen Dänen möglich wäre, sich bei den Vorurtheillosesten unter den heutigen Deutschen Gehör zu verschaffen? . . . Etwa das Folgende:

I.

Daß das dänische Volk, ein Volk von zwei Millionen Menschen, vor einem halben Jahrhundert den Kampf um Schleswig nicht aufgab, als er zum Kriege mit dem Deutschen Bunde führte, daß dieses selbe Volk sich vor fünfunddreißig Jahren heroisch auf das wahnwitzige Unternehmen einließ, um Schleswigs willen den Kampf gegen zwei alliierte Großmächte aufzunehmen: Das hat, welches Urtheil man politisch auch darüber fällen mag, Freunden und Feinden immerhin bewiesen, daß Dänemark sich eine Zukunft ohne dieses Herzogthum, das schon im heidnischen Alterthum dänisch war, nicht zu denken vermochte. Der Ausgang des letzten Krieges hatte bekanntlich zur Folge, daß Dänemark nicht nur die deutschen Bewohner des Herzogthumes, sondern auch dessen dänische Bevölkerung verlor und von nun an sein Leben in verstümmeltem Zustande, unter den für einen unabhängigen Staat ungünstigsten Bedingungen, fortführen mußte. Der König von Dänemark war bisher Schleswigs einziger legitimer Herrscher gewesen; die Erklärung der preussischen Kronjuristen nach dem Kriege mußte in den erhitzen deutschen Gemüthern auch dem leisesten Zweifel hieran ein Ende machen. Nordschleswig gehört also Preußen ausschließlich durch das Recht der Eroberung, gewissermaßen durch ein Recht zweiten Ranges, das Preußen noch selbst im Prager Frieden von der freien Zustimmung der Bevölkerung abhängig machte. Die Bedingung wurde, wie Jedermann weiß, vor zwanzig Jahren ohne Weiteres gestrichen, — unter dem Vorwande, das Versprechen sei nur Oesterreich, das auf dessen Erfüllung nun verzichte, gegeben worden, nicht aber der Bevölkerung, die sich in ihrem ganzen öffentlichen wie privaten Leben doch von der Aussicht auf Erfüllung dieses Versprechens hatte leiten lassen.

In den Jahren von 1848 bis 1850 war der Gedanke noch nicht wahnwitzig, daß ein so kleiner Staat wie Dänemark in seiner Eigenschaft als kriegführende Seemacht dem Deutschen Bunde wesentlichen Schaden zufügen, also als Gegner gefährlich sein könne. Im Jahre 1864 war Dänemark im Vergleich zu Preußen und Oesterreich wohl nur als ein Zwerg zwei Riesen gegenüber zu betrachten; doch so klein das Reich war: es machte seine Ueberlegenheit über die beiden deutschen Großmächte noch durch die Blokade norddeutscher Häfen und durch den Sieg bei Helgoland geltend. Seit damals aber haben die Machtverhältnisse sich ja noch weit entschiedener zu Ungunsten der Dänen verschoben. Während Dänemark zwei Fünftel seines kleinen Gebietes eingebüßt hat, ist das Deutsche Reich gegründet und nicht nur der

müchtigste Militärstaat Europas geworden, sondern es ist auch in den Wettstreit der Großmächte um die Theilung Afrikas und die asiatischen Kolonien eingetreten. Man kann also Dänemark und Deutschland durchaus nicht mehr in einem Athem als Mächte nennen, — höchstens allenfalls so, wie man vom Reh und vom Elefanten als von zwei Thieren höherer Gattung spricht.

Muß es da nicht stutzig machen, daß die dänische Bevölkerung Nordschleswigs trotzdem seit 1864 den Blick unverwandt auf ihr altes Vaterland gerichtet hält? Sie hat diese Jahre verlebt, ohne auch nur je dem Gedanken an eine Auflehnung Raum zu geben, je den leisesten Versuch einer solchen zu unternehmen, hat den preussischen Gesetzen gehorcht, die preussischen Steuern gezahlt, hat sich allen Verpflichtungen unterzogen, die sich aus ihrer Lage als erobertem Volksstamm ergeben, und hat dennoch einzig für die Wahrung ihrer Sprache und für den Kulturzusammenhang mit dem Volke gekämpft, zu dem sie sprachlich gehört. Ja, je stärkeren Zwangsmassregeln man sie unterwarf, um die Bande, die sie an das alte Vaterland noch knüpfen, zu durchschneiden, desto zäher und enthusiastischer wurde der Widerstand. Man kann die südjütischen Verhältnisse nicht mit den im Elsaß herrschenden vergleichen. Wenn Jemand geltend macht, daß die Bewohner des Elsaß nur widerstrebend deutsch seien, so wird von Deutschen stets geantwortet, daß man 1870 nur sein Eigenthum zurückgenommen habe, da das Elsaß altes deutsches Land sei. Für Nordschleswig kann nichts Derartiges angeführt werden; denn durch Geschichte und Ueberlieferung, wie dem Herzen nach, ist Nordschleswig dänisch.

Einige der besten Männer Deutschlands haben uns denn auch zugestanden, daß es nur das gute menschliche Recht der Nordschleswiger ist, ihre dänische Muttersprache zu behalten. Diese Männer haben sicherlich empfunden, daß eine Regierung unklug und unrecht handelt, wenn sie an die erbärmlichsten menschlichen Instinkte appellirt, an die Treulosigkeit, den Knechtfinn, den Trieb, sich bei Dem, der im Besitz der Macht ist, einzuschmeicheln. Ja, diese Männer fügten die Worte — für die wir ihnen dankbar sein müssen — hinzu, daß man unsere von uns losgerissenen Landsleute nicht achten könnte, wenn sie anders fühlten. Das hat den guten Sinn — und man muß darüber staunen, daß eine so große Anzahl deutscher Männer und Frauen ihn nicht fassen kann oder will —, daß Treue gegen die Vergangenheit, Liebe zu Sprache und Nationalität nicht aufhören, werthvolle Eigenschaften zu sein, wenn man sie bei nicht dem deutschen Stamm Angehörigen findet. Diese Tugenden glänzen an den Söhnen eines kleinen sogar heller als an denen eines großen Volkes; denn da die äußeren Vortheile eines Aufgehens in das Kulturleben eines großen Volkes greifbar sind, verräth, unter sonst gleichen Verhältnissen, der geborene Däne, der an seiner Sprache und seiner Nationalität festhält, einen höheren Idealismus als der von Geburt Deutsche, der sich sein Volkthum bewahrt.

Ist Das richtig, dann bleibt es immer nur ein Uebergriff und eine Grausamkeit, wenn man, wie es nun in dem dänischen Nordschleswig geschieht, den ganzen Schulunterricht — mit Ausnahme zweier armseligen Religionsstunden wöchentlich — in deutscher Sprache ertheilen läßt und sogar den Privatunterricht in der dänischen Sprache verbietet. Und man wird sehr hart über den Versuch urtheilen müssen, den Studienaufenthalt junger Leute auf dänischem Boden mit der Ausweisung Unschuldiger, Unbetheiligter oder mit der Entziehung des Elternrechtes zu bestrafen. Diese Mittel sind oben-dreim noch völlig zweckwidrig. Man ist empört, daß Dänen, die gegen ihren Willen preussische Unterthanen wurden, sich nicht als Preußen fühlen. Man quält und plagt sie nun, setzt sie der kleinlichsten Spionage, Angebereien der niedrigsten Art und daran sich knüpfenden Verfolgungen aus, — und ist dann höchlich erstaunt, wenn sie dadurch nicht in begeisterte Bewunderer Preußens verwandelt werden. Selbst gegen einen Negerstamm wäre ein solches Verfahren hart. Die dänische Sprache aber ist, trotz ihrer geringen Verbreitung, eine Kultursprache. Und nur die ungebührlische Selbstbewunderung und Selbstzufriedenheit, die Deutsche an den Franzosen zu tabeln pflegen, kann dennoch die gewaltsame Aufdrängung der deutschen und Ausrottung der dänischen Kultur für eine verdienstliche Handlung halten, für einen Zweck, der die Mittel heilige.

Es giebt eine dänische Kultur, so klein das dänische Volk auch ist. Es wäre nicht möglich, innerhalb des großen Deutschen Reiches oder selbst in der gesammten deutsch redenden Welt eine Gruppe von zwei Millionen Menschen auszuscheiden, die alle Organe einer selbständigen Kultur besäße, von der Landwirthschaft und dem Seewesen und dem lebendigen politischen Interesse an bis zu einer Malerei und Dichtkunst von hohem Rang; Dänemark aber hat eine solche Kultur mit eigenthümlichem Gepräge. Es ist vielleicht nicht überflüssig, die Deutschen an Thatfachen erinnern, die allen Dänen bekannt sind, daran, daß dieses Land einen Astronomen wie Tycho Brahe, Niels Steensen, den Begründer der Geologie, Ole Römer, den Mann, der die Geschwindigkeit des Lichtes erkannte, und den Entdecker des Elektromagnetismus, H. C. Ørsted, hervorgebracht hat; daß endlich in diesem Volke eine ganz neue Wissenschaft begründet und entwickelt wurde, die Archäologie. Auch giebt es noch heute nicht einen Punkt in Deutschland, wo man eine Meierei so zu betreiben, ein Stück Porzellan so zu bemalen, ein Buch so einzubinden vermöchte wie in Dänemark.

II.

Man möchte in Deutschland die dänische Kultur nur als eine Neben-sonne der deutschen betrachten. Wer wollte leugnen, daß unsere Kultur

der deutschen außerordentlich viel verdankt? Wie das dänische Volk die Reformation aus Deutschland — wenn auch auf mehr äußerliche Art — erhielt, so sind viele einschneidende Reformideen in Dänemark zu der Zeit, wo die dänische Monarchie dänisch-deutsch war, von geborenen Deutschen berathen und durchgeführt worden. Deutsche Philosophie hat, eben so wie die englische, befruchtend auf unsere neuere Literatur gewirkt. Deutsche Wissenschaft hat die unsere, wie die ganz Europas, beeinflusst. Deutsche Musik hat mit ihrer mächtigen, vielseitigen Ueberlegenheit dänisches Stimmungsleben genährt und ihren Einfluß auf die dänische Musik geübt. Endlich hat die neuere Poesie Deutschlands, von Klopstock bis zu Heine, auf die dänische in unzweifelhafter — wenn auch nicht immer zuträglicher — Weise eingewirkt. Unsere größten neueren Dichter haben Goethe geliebt und bewundert oder doch von ihm gelernt und wir Alle, die wir in die Schule Deutschlands gegangen sind, haben unserer Dankbarkeit warm und offen Ausdruck gegeben. Wir gehören nicht zu den Völkern, die nicht bekennen wollen, daß sie Anderer Schuldner sind.

Dennoch hat Dänemark, so klein es ist, nicht nur sein unabhängiges geistiges Leben geführt, sondern auch selbst wiederum auf die Entwicklung des deutschen Volkes eingewirkt. Die altisländische Literatur — die Edda und die Sagas —, die erst in Kopenhagen herausgegeben und erforscht wurde, hat einen mächtigen, unberechenbar großen Einfluß auf deutsches Geistesleben geübt. Der Werth unserer Volkslieder wurde von Herder und Grimm anerkannt; Vorstellungen, die aus ihnen stammen, findet man bei Goethe und Heine. Unsere moderne Schönliteratur wurde durch Holbergs Genie begründet, ehe es eine moderne deutsche Literatur gab; und Holberg, der von keinem deutschen Dichter beeinflusst war, beeinflusste als Dramatiker unzweifelhaft den Urheber des modernen deutschen Geisteslebens, Lessing.

Unsere Bildhauerkunst begründete Thorwaldsen, der, selbst völlig unbeeinflusst von jeder deutschen Bildhauerei, einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Kunst in Deutschland übte. In fast allen größeren deutschen Städten sieht man Werke von Thorwaldsen oder seinen bedeutendsten deutschen Schülern.

Unser Geistesleben ist, wie unsere Sprache, von dem deutschen verschieden. Stofflich hat die dänische Sprache allerdings eine nicht geringe Verwandtschaft mit der deutschen, da viele Redensarten eine gemeinsame Abstammung haben, vom Hochdeutschen oder auch vom Plattdeutschen abgeleitet sind; doch der Geist der Sprache ist durchaus verschieden. Grammatik, Wortstellung und Satzbau nähern sich viel mehr dem englischen als dem deutschen Typus. Die deutsche Sprache schreitet wüthig, die dänische ist geschweidig. Die deutsche Sprache hat ihre Stärke im Pathos und

Ernst, die dänische im Scherz. Die deutsche Sprache hat einen Kurialstil und einen vielseitig entwickelten poetischen Stil, der Umgangssprache aber fehlt Leichtigkeit und Anmuth. Der dänischen Sprache mangeln einzelne Vorzüge, die die deutsche an Ernst, Kraft und Klang besitzt, sie hat aber dafür eben jene Eigenschaften, an denen es der deutschen fehlt. Da unsere neuere Literatur von einem Komiker begründet wurde, hat ein gewisser Hang zur Ironie und Satire unsere Sprache wie unseren literarischen Stil durchsetzt, während der Ernst und das Pathos, die den Deutschen in der Redekunst wie in Büchern und auf dem Theater ansprechen, uns immer eines Zusatzes von Ironie zu bedürfen scheinen. Es ist kein Zufall, daß unser größter religiöser Denker, der größte der drei nordischen Lande, Sören Kierkegaard, ein ausgemachter Ironiker war, der konsequenteste seit Sokrates vielleicht. Die nationale Richtung unserer Schauspielliteratur weist auf das Lustspiel und das satirische Drama. Und von Holberg über Bessel, Baggeresen, J. L. Heiberg, Henrik Hertz, Paul Müller, H. E. Andersen, Ludwig Bödtcher, Saluban-Müller, R. Goldschmidt, Hostrup, Richardt, bis herab zu den noch Lebenden wie Thandorph, Karl Larsen und Wied, geht eine Hauptader des Geistreichen, die bei Dem zum Humor, bei Jenem zum Wit, bei einem Dritten zu — herberer oder gutmüthigerer — moralischer, politischer oder poetischer Satire wird und grundverschieden von der Hauptader in der modernen deutschen Literatur ist, deren vorzüglichste und am Meisten nationale Geister in der Regel ohne komische Kraft sind.

Während die deutsche Literatur einen schwereren Ballast von Bildung und Gelehrsamkeit als die dänische hat, fehlt es ihr an einer Eigenschaft, auf die wir Dänen in der Dichtkunst den größten Werth legen: an Naivetät. Das Glück dänischer Dichter in Deutschland war nicht selten die Folge dieser den Deutschen fremden Eigenschaft, der Naivetät. Es ist höchst bezeichnend, daß, wie Heinrich Heine in Dänemark von allen deutschen Schriftstellern am Meisten gelesen und bewundert wird, weil er, der im Grunde wenige deutsche Eigenschaften besitzt, der wichtigste Dichter Deutschlands ist, H. E. Andersen innerhalb des deutschen Sprachgebietes der gelesenste dänische Schriftsteller ist, weil er ohne Frage der naivste von allen war.

Der schlichtere, vertraulichere Ton der dänischen Literatur hat bewirkt, daß sie bedeutend weiter in die tieferen Schichten des Volkes hineindrang als die deutsche. Und damit hängt es auch zusammen, daß einzelne allgemein-europäische geistige und literarische Bewegungen in Dänemark älter als in Deutschland, älter als überhaupt in irgend einem europäischen Lande sind. So sind z. B. Steen Blichers jätische Fischer- und Haidebauern-Novellen nicht wenig älter als Immermanns „Oberhof“, der die Epoche der sogenannten Bauerngeschichte in Deutschland eröffnete, von wo sie sich

wieder nach Norwegen verpflanzt. Von Deutschland kam sie nach Frankreich, von Frankreich nach Italien. Steen Blicher ist also der Vorgänger; dann folgen Zimmermann, Auerbach, George Sand, Björnson und der von Allen treueste Schilderer der Wirklichkeit, Berga. Die Hauptsache ist aber, daß stark und bedeutungsvoll der dänische Genius nur da hervortrat, wo er sich von der Leitung durch den deutschen Geist freimachte oder wo er ursprünglich von ihr unberührt geblieben war. Englischer oder französischer Einfluß hat sich als nicht annähernd so gefährlich für die Eigenart, die charakteristischen Eigenschaften der dänischen Nationalität erwiesen wie deutscher.

Die dänische Schauspielkunst, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen so hohen Rang einnahm, stand außer aller Beziehung zur deutschen. Nichts konnte weniger deutsch sein als die zwei erlesensten Genien unserer Schauspielkunst, Frau Heiberg und Michael Wiche. Was in der dänischen Novellistik besonders eigenthümlich und kernig, in dänischer Journalistik durch die nie versagende Ironie und die dem Treiben des Alltagslebens entnommenen Bilder hervorragend charakteristisch, in dänischer Malerei, sei es durch sprudelnde Laune oder durch seelenvolle Schlichtheit, besonders national, in dänischer Kunstkritik durch den Untergrund echter Menschlichkeit und die Mischung von Schalkhaftigkeit und Wehmuth besonders fein wirkt. Das hat in keinerlei Beziehungen zu Deutschland gestanden und ist in Deutschland unübertroffen. Ja, man kann, wie heute die Verhältnisse liegen, sagen, daß die Empfänglichkeit des gebildeten Publikums in Kopenhagen größer, sein Kunstsinne feiner, seine literarische und künstlerische Erziehung besser und gründlicher als in Berlin ist.

Das deutsche Volk, das so hoch durch seine Intelligenz, so unermesslich hoch durch seine Tüchtigkeit steht, ist kein psychologisches Volk, hat kein feines Ohr, um seelische Besonderheiten zu erlauschen. Ja, seine Auffassung ist in diesem Punkt eigentlich gröber, als man von einer Nation erwarten sollte, die noch bis tief in dieses Jahrhundert sich mehr durch überlegenen Verstand als durch äußere Macht und Herrlichkeit auszeichnete. Die Deutschen sind wahrscheinlich noch heute das Volk, das am Besten über fremde Nationen unterrichtet ist; aber ihre Auffassung fremder Volkspsychen ist selten fein und scharf. Sie sind ein Uebersetzervolk, wie kein zweites; doch ist es auffallend, wie in deutscher Uebersetzung die Schriftsteller und Dichter der ganzen Welt ihre Eigenthümlichkeit verlieren und sich deutsch oder halbdeutsch ausnehmen.

So weit man sich in Deutschland überhaupt mit den Dänen freundschaftlich beschäftigt, wird stets die vermeintliche Ähnlichkeit der Dänen mit den Deutschen hervorgehoben. Man sollte nicht über die unbestreitbare, aber doch recht ferne Verwandtschaft den tiefen Unterschied übersehen, der nicht

minder unzweifelhaft besteht. Man hört gar häufig, kein Unterschied sei größer als der zwischen Mensch und Mensch. Man könnte mit eben dem selben Rechte behaupten, daß keiner größer ist als der zwischen Volk und Volk.

III.

Wir Dänen können uns nicht mit der Zurückweisung der Meinung begnügen, unsere Kultur sei nur eine Nebensonne der deutschen. Wir behaupten, daß es Gebiete giebt, wo sie der deutschen überlegen ist, — und zwar gerade solche Gebiete, die, was die Nordschleswiger betrifft, Bedeutung haben und Anziehungskraft auf sie üben.

Unsere Land-, unsere Milchwirtschaft ist entschieden der deutschen, ja vielleicht der aller anderen Völker überlegen. Es ist also eine unerträgliche Grausamkeit, unsere Landleute südlich der Königskau an dem Besuche dänischer Ackerbauerschulen zu hindern. Aber die Kultur unseres Bauernstandes ist überhaupt eine weit höhere als die des deutschen.

Erst jetzt fängt man im Deutschen Reiche an, rein akademisch die Frage zu erörtern, ob es sich empfehle, nach englischem Muster Univerfitätsbildung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Bei uns aber sind längst über das ganze Land Hochschulen verbreitet, die auch junge Männer und Frauen aus dem dänischen Südjütland aufsuchen. Schon vor fünfundsünfzig Jahren (1844) wurde die erste Hochschule auf nordschleswigischem Boden gegründet. Seit dieser Zeit, also im Laufe von fünfzig Jahren, sind nicht weniger als 146 Hochschulen für Schüler beiderlei Geschlechtes errichtet worden, wovon noch heute einige achtzig bestehen. Deutschland hat nichts Ähnliches und hatte es nie.

Auch die Kultur unserer dänischen Studenten ist eine höhere als die der deutschen. Mit berechtigtem Stolz darf der Däne den Deutschen nicht nur auf den Nutzen hinweisen, sondern auch auf die in kultureller Hinsicht symbolische Bedeutung der bekannten Einrichtungen des dänischen „Studentersamfund“. Unentgeltliche Unterweisung der Arbeiter und Arbeiterinnen, unentgeltlicher Rechtschuh für Unbemittelte, Herausgabe von Abhandlungen zur Förderung der Volksaufklärung, sachverständige Führung der Leute aus dem Volke durch die Museen der Hauptstadt u. s. w.: Das sind Institutionen, wie sie in keinem anderen Lande die Studentenschaft einführt, — oder höchstens als eine Nachahmung Dessen, was zuerst in Dänemark geschaffen worden war.

Wie ungewöhnlich stark der Bildungsdrang der breiten Schichten in Dänemark und überhaupt im Norden ist, dafür spricht z. B. die ungeheure Anzahl von Subskribenten, die ein Unternehmen rein populär-wissenschaftlicher Natur wie „Frem“ fand. Würde in Deutschland unter einer Bevölkerung von zwei Millionen Menschen eine Zeitschrift, die nur wissenschaftliche Aufsätze und die Werke der klassischen Dichter brächte, auf 80000 Abonnenten in einem Jahre rechnen können? Ein Zweifel ist wohl erlaubt.

Und geht man nun von der Frage nach der Verbreitung rein elementarer Kultur zu der nach der Intensität der feineren über, so sehen wir, daß in dem letzten Menschenalter Dänemark z. B. eine originale, bedeutende Malerschule hervorbrachte, die der deutschen nicht nachsteht, ja, nach der Ansicht Einzelner sie überragt, jedenfalls aber sich mit ihr messen kann. Hat Deutschland gleichalterige Maler, die Kroyer, Zahrtmann, Viggo Johansen, Ancher Hammershøj, Joachim Storgaard übertreffen, oder Malerinnen von der koloristischen Begabung einer Anna Ancher, von der dichterischen Ursprünglichkeit einer Agnes Slott-Möller? Auch die moderne dänische Schönliteratur bleibt hinter der deutschen durchaus nicht zurück; sie steht nicht allein relativ, wenn auf den geringen Umfang des Landes Rücksicht genommen wird, weit höher, sondern auch absolut ganz eben so hoch. Deutschland besitzt keinen Dyciler, der sich auch nur von fern mit Holger Drachmann an Fruchtbarkeit, Frische und Wohlklang vergleichen ließe. Der Einzige, den man nennen könnte, ist Detlev von Liliencron, der ab und zu eine leise Ähnlichkeit mit Drachmann zeigen dürfte; aber auch er kommt, wie jeder Unparteiische zugeben muß, neben dem Dänen nicht ernstlich in Betracht. Und kein jüngerer deutscher Prosaisker hat in unseren Tagen einen so eigenen, ausserlesenen Stil gezeigt wie der größte moderne Prosaisk Dänemarks, J. V. Jacobsen, der — Das ist zu beachten! — nicht von Deutschland gelernt, sondern, wie die Deutschen selbst willig einräumen, die jüngste Schriftstellergeneration Deutschlands stark beeinflusst hat.

IV.

Dazu kommt — um noch einen Augenblick bei der Bücherwelt zu bleiben —, daß die Literatur Dänemarks nicht von der Norwegens getrennt werden kann. Obgleich die politische Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen 1814 gelöst wurde, dauert die literarische noch heute fort. Selbst die starke Entwicklung norwegischer Spracheigenthümlichkeiten nach 1814, selbst die Versuche, im Landsmaal (der Volkssprache), eine Literatur zu begründen, haben die Bande, die norwegisches und dänisches Geistesleben verknüpfen, nicht zu sprengen vermocht. Eine ununterbrochene gegenseitige Einwirkung besteht noch heute und sie ist sogar noch lebhafter und fruchtbarer als in der Zeit, da Dänemark und Norwegen nur ein Reich bildeten.

Die großen Geister Norwegens sind ohne die dänischen undenkbar. Bjørnstjerne Bjørnson, der von allen Norwegern in Deutschland am Frühesten zu Ansehen gelangte, läßt sich durchaus nicht verstehen, wenn man nicht seinen ersten dänischen Meister, Grundtvig, kennt; in seiner späteren Entwicklung wurde er von Kierkegaard als Psychologen berührt. Henrik Ibsen, den sich die Deutschen in den späteren Jahren so leidenschaftlich aneigneten,

wurde in formeller Beziehung als junger Anhänger von Dehlenschläger beeinflusst und bezieht in einigen der vorzüglichsten Werke seiner Jugend- und Mannesjahre, wie „Brand“ und „Ein Volksfeind“, einen Theil des Ideenfonds von seinem Vorgänger Sören Kierkegaard, den die Deutschen erst lange nach seinem Tode entdeckten und den deutsche Bildung sich noch gar nicht angeeignet hat, obgleich er in Norddeutschland seine kleine — vornehmlich theologische — Gemeinde besitz. Jonas Lie und Kielland waren früh innig mit Dänemark verknüpft. Später hat in unseren Tagen sowohl J. P. Jacobsen wie Drachmann nachweisbaren Einfluß auf die neueste norwegische Dichtung gewonnen.

Dänemark-Norwegen läßt sich aber wieder nicht von Schweden-Finland trennen. Der größte Dichter Schwedens im achtzehnten Jahrhundert, Karl Michael Bellmann, hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Literatur mächtiger beeinflusst als jemals die schwedische. Die Deutschen kennen von den älteren Schweden außer Bellmann nur Tegnér, den sie immer und immer wieder übersetzt haben. Doch Tegnér läßt sich historisch nicht von Dehlenschläger trennen, in dessen Fußstapfen er trat und dessen Vorzüge er übrigens mit edler Selbstverleugnung anerkannte. Der größte Lyriker des heutigen Schweden, Karl Snoilsky, nimmt seinen Ausgangspunkt von Christian Winther, dem großen Lyriker Dänemarks. Finlands jüngere Dichter, Karl Lovaastjerna und Juhani Aho, wurzeln tief in der gemeinsamen skandinavischen Kultur. Die Schaar der jüngeren Schriftsteller Schwedens, August Strindberg, Gustav von Geijerstam, Werner von Heidenstam, Oscar Levertin, Per Hallström, hat ursprünglich sowohl von Norwegern als von Dänen gelernt. Vor vierzig Jahren wurden hier in Dänemark die Worte geschrieben: „So weit sind wir gekommen, daß wir am Himmel der Dichtkunst Holberg, Bellmann, Dehlenschläger, Runeberg im Norden als ein einziges Sternbild leuchten sehen.“ Wir können heute hinzufügen, daß für uns dieses Sternbild noch viel mehr Sterne ersten und zweiten Ranges hat: Ewald und Bergeland, Heiberg und Welhaven, Grundtvig und Björnson, Kierkegaard und Ibsen, Almqvist und Strindberg, Winther und Snoilsky, Jacobsen und Drachmann.

Die Deutschen sind zu ehrlich, um leugnen zu wollen, daß in den letzten Jahrzehnten — wohl insbesondere durch Männer wie Ibsen, Jacobsen, Strindberg, Garborg — die Literatur des Nordens es war, die deutsche Gemüther in Schwingung versetzte und hierdurch deutschen Schriften der verschiedensten Art ihre Spuren aufprägte, während umgekehrt der Einfluß der deutschen auf die nordische Schönliteratur gering oder, richtig gesagt, gar nicht vorhanden war. Der einzige Deutsche, dessen Einwirkung sich nachweisen läßt, ist kein Dichter, sondern der Denker Nietzsche, der eine Zeit lang offenbar tiefen Eindruck auf Strindberg und Ellen Key in Schweden,

Hamsun in Norwegen machte, in Dänemark aber keinen nachweisbaren Einfluß übte. Die deutsche Lesewelt kann deshalb nicht ohne Ungerechtigkeit übersehen, welchen großen Antheil Dänemark an der Erneuerung der geistlichen Lebensäfte Deutschlands hat.

Wenn es sich aber so verhält: ist es da würdig, ja, ist es möglich, durch Anwendung physischer Gewalt, durch Austreibungen und durch die Entrechtung der Eltern im eigenen Hause die Anziehung vernichten zu wollen, die eine solche Kultur in einem kleinen Lande auf Diejenigen ausübt, die durch ihre Sprache und ihre historischen Erinnerungen sich nun einmal zu ihr hingezogen fühlen obgleich auch die deutsche, so viel umfangreichere Kultur ihnen offen steht? Sie verschmähen die deutsche Kultur ja nicht, wollen nicht auf sie verzichten nur spricht die dänische eben zu ihrem Instinkt.

V.

Man will, heißt es, die Dänen für ihre feindliche Gesinnung gegen Deutschland strafen. Deutsche Zeitungen wimmeln von falschen Darstellungen des dänischen Nationalhasses. Es gab, als es zu der Verschärfung der Zwangsmaßregeln in Schleswig kam, in Dänemark keinen Nationalhaß gegen die Deutschen. Die zahlreichen Deutschen, die hier ihre zweite Heimath fanden, haben in den stärksten Ausdrücken Zeugniß dafür abgelegt. Dievielen Deutschen, die Jahr für Jahr das Land, besonders Kopenhagen und Umgebung, besuchen, können bezeugen, welcher Empfang ihnen zu Theil, welches Entgegenkommen ihnen bewiesen wurde. Sie haben der Mehrzahl nach ihrer Befriedigung über den Aufenthalt und die Artigkeit, mit der ihnen als Individuen begegnet wurde, Ausdruck gegeben, wenn sie vielleicht auch herausfühlen mochten, daß, der Natur der Sache nach, die Deutschen als Solche nicht die populärsten Fremden in Dänemark sein können. Wenn Das si: kränkte oder ihnen unvernünftig erschien, so kann man nur sagen, daß die Deutschen in diesem Punkte merkwürdig sind. Erst haben sie mit Pulver und Blei zwei Fünftel des Reiches erobert, seine Stellung als europäischer Staat vernichtet, es, aus tausend Wunden blutend, in die politische Bedeutungslosigkeit zurückgeschleudert, Stammverwandte getrennt und mit Aufgebot nicht geringer Erfindungsgabe und oft kleinlicher Lust am Quälen die widerwillig Einverlebten tracassirt, — und dann wollen sie obendrein noch geliebt sein. Im Sommer 1864 gab es in Dänemark kaum eine Familie, der nicht der Krieg einen Verlust gebracht hätte. In dem einen Hause betrauerte man den Vater, in einem anderen den Sohn. Die Frau sah sich des Mannes beraubt, oder des Geliebten, des Kindes. Von den jungen Leuten hatte Einer den Bruder, ein Anderer seinen Freund oder Kameraden verloren. Niemand blieb ganz verschont. Und der Sieger hatte sich offenbar gedacht, noch ehe die Wunden geheilt, die Verluste

verschmerzt sein, werde man ihn nicht nur bewundern, sondern sogar lieben! Oder richtiger: bald redet man in deutschen Blättern, als wäre es Pflicht, für Deutschland Liebe zu empfinden, bald fragt man nichts nach der Liebe und bekennt sich zu dem alten Wort: Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten (Oderint dum metuant), — einem Wahlspruch, der dem Munde eines heidnisch-römischen Kaisers besser anstand als dem eines christlichen Monarchen, der, eben vom Delberge zurückgekehrt, das Evangelium der Liebe verkündet, — einem Wahlspruch, der übrigens weder den dänischen Südjüten noch den Dänen im Königreiche irgendwie Schrecken einjagt.

Doch obgleich, wie gesagt, die Deutschen nach dem Kriege gegen Dänemark unmöglich Anspruch darauf machen konnten, dort geliebt zu werden, erlebte man nicht lange nach dem Kriege die merkwürdige und erfreuliche Erscheinung, daß jenes selbe Geschlecht, das die traurige Katastrophe erlebt und alle nationalen Hoffnungen gleichsam mit einem Sensenstrich dahingemäht gesehen hatte, in der Erkenntniß der Gefahr eines Abbruches der friedlichen und geistigen Verbindung mit Deutschland, trotz der Verkennung, die die unausbleibliche Folge war, das neue Deutsche Reich in möglichst günstiges Licht zu stellen strebte, — aus reinem Patriotismus, aus Angst, das dänische Volk könnte durch einen unfruchtbaren Haß eine Beschränkung, eine geistige Verarmung erleiden. Immer und immer wieder suchten hervorragende Persönlichkeiten dieser Generation gegen das Mißverständniß anzukämpfen, daß Deutschland prinzipiell und dauernd der Feind Dänemarks sein müsse. Sie hatten den nationalen Chauvinismus gegen sich. Allein es bildete sich doch allmählich eine Gruppe von Politikern und Schriftstellern, die das Odium auf sich nahmen, als halbe Deutsche betrachtet zu werden, und, auf die Gefahr, die Popularität, die sie mit gutem Bedacht in die Schanze schlugen, nie wieder zurückzugewinnen zu können, Jahrzehnte lang in versöhnlichem Sinne von Deutschland sprachen, die Bevölkerung vor dem Gedanken, Schleswig mit Gewalt zurückzugewinnen zu wollen, warnten und nicht müde wurden, zu verkünden, daß wir Deutschland studiren, es verstehen, es gerecht würdigen, seine großen Männer, selbst Jene, die uns am Behesten gethan, von einem historischen Standpunkt aus ins Auge fassen müßten. Sie erinnerten auch die Dänen daran, daß Deutschland Männer ersten Ranges besessen hat, daß ein Volk sich nach seinen ausgezeichnetsten Männern bilde, es also nicht unmöglich sei, schließlich zu einer Verständigung mit einem Volk zu gelangen, daß solche Größen hervorgebracht habe.

Der Versuch schien zu glücken. Haß und Groß verschwanden nach und nach, ruhige Menschlichkeit trat an ihre Stelle, als ein jüngerer Geschlecht heranwuchs, dem Das, was die Aelteren erlebt, durchlebt hatten, nur noch als historisch geworden vor Augen stand. Und nun, — nun giebt die preussische Regierung den Wortführern deutscher Humanität im Norden solch ein Dementi!

Schon als es vor einigen Jahren, trotz der von einem Theaterbesitzer in Hadersleben vorher eingeholten Erlaubniß, dem Personal des königlich dänischen Theaters verboten wurde, ein paar unschuldige alte Vaudevilles in schleswigischen Städten aufzuführen, ja, man sogar den Schauspielern untersagte, in einem Hotel zu übernachten, wurde in Dänemark eine lebhafte Entrüstung über das kleinliche Polizeiregiment geweckt, dem Gefahren für Ruhe und Frieden, die Deutschland von einer szenischen Vorstellung in dänischer Sprache drohen sollten, ein ausreichender Vorwand zu Eingriffen schienen. Doch Das war ja ein Nichts gegen das Neueste, das übrigens in Südjütland auf das Selbstgefühl und das Nationalgefühl nur stachelnd wirken und in Dänemark unter anderen die Folge haben wird, daß Alle, die bisher ein besseres Verständniß zwischen Dänen und Deutschen anzubahnen suchten, den Versuch aufgeben, sich der Mission, die sie auf sich genommen, entziehen und ohne viele Worte auf die Seite der Unterdrückten und Mißhandelten stellen werden.

Die Dänen können und müssen sich darein finden, daß die stärkere Nation der schwachen immer und immer wieder solche Demüthigungen zufügt, wie sie selbst sie von keiner anderen Macht dulden würde. Eins aber können sie nicht. Sie können nicht darauf verzichten, Alles, was in ihrer Macht steht, zur Bewahrung ihrer Sprache und Kultur in den schleswigischen Gegenden aufzubieten, die ein Jahrtausend lang dänisch waren und es noch sind. Sie wären Elende, wenn sie es vermöchten. Von dänischer Seite ist der Versuch einer politischen Wiedereroberung des Verlorenen nicht gemacht worden; er kann auch nicht gemacht werden. Es ist keine politische Agitation unternommen worden und kann nicht unternommen werden, um die Südjüten gegen den Zustand aufzuheben, der durch die Ungunst des Schicksals nun einmal der gesetzliche für sie geworden ist. Allein den Bund der Herzen und Geister vermag selbst eine Großmacht wie das Deutsche Reich nicht zu sprengen.

Wie unsicher sich das preussische Regiment trotz seiner gepanzerten Faust in Nordschleswig fühlt! Es ängstigt sich vor Allem. Es wagt nicht, dänische Schauspieler ein altes Vaudeville aus dem Jahre 1830 aufzuführen zu lassen. Es fürchtet den Beifallssturm, der, sobald nur die ersten gleichgiltigen, aber dänischen Repliken von der Bühne ertönen würden, losbräche. Es muß einem dänischen Redner verbieten, über irgend ein beliebiges Thema einen Vortrag auf südjütischem Boden zu halten. Er darf nicht einmal über Literatur, auch über deutsche nicht, nicht einmal über Goethe sprechen. Denn man kann ja nie wissen . . . man kann nicht wissen, ob die Zuhörer, trotz dem politisch völlig indifferenten, ja obendrein deutsch-nationalen Thema, nicht die Gelegenheit ergreifen würden, einem Redner aus Dänemark zu applaudiren. Und Das darf um Himmels willen nicht geschehen. Auf so schwachen, thönernen Füßen steht in Schleswig der preussische Koloss, daß

er das Händeklatschen nach einem dänischen Vortrage über Goethe nicht erträgt. Noch weniger erträgt er dänische Lehr-, dänische Lieberbücher in den Händen kleiner Kinder, oder dänische Farben auf einem Damenkleide oder an einem Hause; dänische Gefänge erträgt er nicht einmal bei verschlossenen Thüren . . . Wozu hat man Gendarmen, wenn nicht, um Krieg gegen Farben und Lieder zu führen?

So wenig sicher scheint es also dem mit allen Nachtmitteln ausgerüsteten Preußen, daß deutsche Macht, deutscher Reichthum, deutscher Kriegsrühm, deutsche Wissenschaft und Kunst oder die fünfzig Millionen starke deutsche Menschenmasse eine größere Anziehungskraft auf die Nordschleswiger ausüben werden als der ohnmächtige Miniaturstaat, der den Namen Dänemark trägt. Preußen vermag die dänischen Südjüten zu reizen, zu locken und zu belohnen; es kann sie auch verfolgen und strafen. Und dennoch fühlt es sich unsicher, dennoch kommt es hier zu kurz und wird es in immer höherem Maße zu kurz kommen, wenn das dänische Volk sich entwickelt, wie dessen beste Söhne es wünschen, zu einem freien Volke mit allen Tugenden eines freien Volkes, von denen die vornehmste der Freisinn ist, der Vaterländerei, Polizeiwillkür, Uniformität, Cerimonialismus verachtet.

Preußen ist ein furchtbarer Wettbewerber für jede Macht, am Meisten aber für eine ganz kleine, handle es sich auch nur um den friedlichen Wettstreit um Herz und Sinn eines eroberten Volkes. Dänemark kann es nie und nimmer mit Preußen an Glanz und Pracht aufnehmen, wie es dasteht in Panzer und Schild, die vergoldete Pidelhaube auf dem Haupte.

Wenn die Nordschleswiger denn also dafür schwärmten, ihr Wischen Antheil an der Schrecken erregenden Macht Preußens zu erhalten, so hätten sie ihre dänische Muttersprache und das kleine Land, wo sie frei gesprochen und gelernt werden kann, bald vergessen. Allein mehr als alle Wachtentfaltung lockt sie offenbar Anderes: der Freisinn, der dem Einzelnen das Recht zugesteht, sich selbständig zu entwickeln, das Gleichheitsgefühl, das den Kastengeist abgeschüttelt hat, der anderswo noch triumphirt; eine Kultur, die, so bescheiden sie ist, doch zugleich hinab bis in die tiefsten Schichten des Volkes und so hoch empor reicht, daß sie die politische Grundanschauung zu humanisiren vermochte. Es muß einen dauernden Eindruck in Schleswig machen, daß, trotz allen Unvollkommenheiten Dänemarks, ein Gedanke wie der, einen Fremden auszuweisen, um einem Eingeborenen Aergerniß zu bereiten, oder wie jener, einen Vater, eine Mutter der Elternrechte über ihr Kind zu berauben, dort etwas vollkommen Undenkbares, etwas so tief unter dem ganzen geistigen Niveau des Volkes Gelegenes ist, daß innerhalb der Marken des Landes sich Niemand vorstellen könnte, irgend einen Bürger Derartigem ausgesetzt zu sehen. Und so hat sich denn als Resultat ergeben, daß die preussische Herrschaft in Südjütland, die so gar keinen Werth darauf legte, sich beliebt zu machen, nicht einmal imponirt hat. Im Gegentheil!

Die Juden und Dreyfus.

Sur Zeit Karls des Zweiten war ein englischer Eiferhazy aufgetreten. Ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Titus Dates, der wegen unordentlichen Lebenswandels seiner Pfründe entsezt worden war, hatte sich darauf als angeblicher Katholik Eingang in die englischen Jesuitenkollegien des Kontinentes verschafft. Aus allerhand leidenschaftlichen Reden, die dort wohl fielen, erstand seinem Schurkenhien ein grauenhafter Roman, „resembling“, wie Macaulay sagt, „rather the dream of a sick man, than any transaction which ever took place in the real world“. Allein für die Bereitwilligkeit, mit der man seine wilden Anklagen aufnahm, gab es eine ausreichendere Erklärung als für die Leichtgläubigkeit unserer französischen Zeitgenossen. Unverloschen und leicht entfacht war die Erinnerung an jene bis zur Ausführung gereifte Pulververschwörung des Guy Fawkes. Man wußte die Feinde der Religion und der Verfassung im Königs Palaß vertreten; man hatte Ursache, deren Beziehungen zum Auslande mit Argwohn zu betrachten, und im Gedenken an die Regierung der blutigen Maria durfte man von einem Obliegen dieser Faktion das Schlimmste für sich selbst befürchten. Nimmt man dazu, daß der Friedensrichter Sir Edmondsbury Godfrey, bald nachdem er die ersten Aussagen des Dates entgegengenommen hatte, verschwand und daß er dann in einem Felde bei London gefunden wurde, ermordet, doch nicht beraubt, so wird ein Grad der Volkserregung begreiflicher, der Besinnung und Urtheil auch gegenüber den ungeheuerlichsten Phantasten aufhob. „The capital and the whole nation went mad with hatred and fear.“ Dabei waren die Angaben, die Dates und seine Spießgesellen machten, für die damalige Zeit nicht absurder als Das, was in unseren Tagen selbst französische Minister mehr oder minder ernsthaft geglaubt haben: die Mär von der Privatkorrespondenz des Deutschen Kaisers mit einem fremden Spion. Denn wenn auch einer jener englischen Delatoren so weit ging, zu behaupten, ihm wären fünfhundert Pfund Sterling und die Heiligensprechung geboten worden, wenn er den König ermordete*), so war dafür auch die Grenze des für politische und religiöse Leidenschaft damals Möglichen eine andere, als sie heute ist. Noch zur Zeit Wilhelms des Dritten trugen die echten politischen Komplotte einen Charakter, der etwa an die heutige politische Moral Bulgariens erinnert. Allein toll genug auch für jene Zeit haben Dates und Genossen gelogen, und wie es mit der Verurtheilung Unschuldiger auf diese Lügen hin zugeht, dafür giebt Macaulay eine Erklärung, die Vieles ent-

*) Der kinderlose Karl II. bekannte sich noch zum Protestantismus, während sein Bruder, der Herzog von York, nachmals Jakob II., offen katholisch war.

hält, was recht modern französisch anmüthet: „Such men as Shaftesbury and Buckingham doubtless perceived that it was a romance. But it was a romance which served their turn; and to their seared consciences the death of an innocent man gave no more uneasiness than the death of a partridge. The juries partook of the feelings then common throughout the nation, and were encouraged by the bench to indulge those feelings without restraint. The multitude applauded Oates and his confederates, hooted and pelted the witnesses who appeared on behalf of the accused, and shouted with joy, when the verdict of Guilty was pronounced. (History of England, Book I, Chap. II.)

Aber nicht lange gab die Mehrzahl der Nation sich der Täuschung gefangen. Schon als das letzte Opfer der Betrüger, William Howard, Viscount Stafford, auf dem Schaffot stand, kündete sich ein Umschwung der öffentlichen Meinung an. Er war auf das Zeugniß von Oates, Dugdale und Turberville des Hochverrathes schuldig erkannt worden, und da er nun im Angesicht des Todes nochmals seine Unschuld behauptete, wurde seine Erklärung nicht mehr, wie anderen vor ihm hingemordeten Katholiken geschehen „*our, mit Spürstöcken und Verwünschungen*“ beantwortet. „*God bless you, my Lord; we believe you, my Lord!*“ rief man ihm aus der Menge zu. Und die Partei, die die Verfolgungen geschürt hatte, verfehlte ihr Hauptziel, die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge, das sie sonst wohl erreicht haben würde. Die Reue ob des unschuldig vergossenen Blutes nahm den Whigs die Majorität im Unterhause und ließ den König triumphiren.

Fünf Jahre später bestieg Jakob der Zweite den Thron. Und alsbald schritt er dazu, grausame, unerbittliche Rache zu nehmen. Die Richter, eben so willfährig wie früher, sprachen nun gegen Oates das Urtheil: Beurlaubt des geistlichen Gewandes, Pranger und Auspeitschung von Aldgate bis Newgate und nach einem Zwischenraum von zwei Tagen nochmals von Newgate bis Tyburn. Wenn er Dieses überstände, so sollte er für Lebenszeit eingesperrt und fünfmal in jedem Jahre an den Pranger gestellt werden.

Das Urtheil ist — bis auf die lebenslängliche Einsperrung — buchstäblich und, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, schonungslos ausgeführt worden. Bei der zweiten Auspeitschung sollen 1700 Hiebe gezählt worden sein. Die Anhänger, die dem Schurken noch geblieben waren, behaupteten, weil er Das überlebte, an ihm sei ein Wunder geschehen, das seine Unschuld beweise.

Wie verhielten sich dieser Wendung gegenüber die Katholiken außerhalb Englands? Sie gaben ihrer Freude unverhohlen den lebhaftesten Ausdruck, obgleich die grausame Exekution, an deren bildlicher Darstellung man sich weidete, nicht so sehr eine Sühne des gekränkten Rechtes wie die persönliche

Rache eines finsternen Tyrannen war, der während seiner kurzen Regierung weit mehr unschuldiges Blut vergossen hat als der Bandit, den er jetzt seine Macht hatte fühlen lassen. Und doch ist dieses Frohlocken der festländischen Katholiken dem Protestanten Macaulay vollkommen begreiflich. Und doch beklagt der Stofengländer Macaulay sich keineswegs, daß sich da Ausländer um Dinge bekümmert hätten, die sie nichts angingen. Kein Wort der Mißbilligung, keine Andeutung einer solchen findet sich in seiner Darstellung; dagegen ist das Motiv der Katholiken wohl hervorgehoben: Angehörige ihrer Religion hatten, um dieser Religion willen, eine ungerechte Verurtheilung, ein Martyrium erlitten.

Kann der Dreyfuß-Handel den Juden in einem anderen Licht erscheinen?

Gewiß giebt es Juden, die, im Falle eines jüdischen Angeklagten, unter allen Umständen nur den Wunsch hegen, er möchte die Gerichtsstätte als ein — wenn auch nur äußerlich — Gereinigter verlassen. Darin liegt eine Dummheit und eine Feigheit. Aber für diesen Unsinn und diese Schwäche fehlt es nicht an einer Erklärung und einer Entschuldigung. Wenn der Notar Christian nach Unterschlagung von Münbelgeldern durchgeht, der Rentant Michel die Stadtkasse bestiehlt, der Meyger Furchtegott ein halbes Dorf mit verdorbener Wurst vergiftet, der Bauer Hannes im Erbschaftstreit seinen Bruder erschlägt oder der Peter einen bestialischen Lustmord verübt, so sind es der Christian, der Michel, der Furchtegott, der Hannes und der Peter gewesen. Hat aber der Abraham Wein gepanscht, der Nathan gewuchert oder der Moses Bestechung geübt, so wird mit Betonung von dem Juden Abraham, dem Juden Nathan oder dem Juden Moses gesprochen und im Munde besonders Wohlwollender haben gar „die Juden“ wieder einmal Dies und Das ange stellt. Diese Ungerechtigkeit mag erklären und entschuldigen, wenn gewisse Juden schon in Aufregung gerathen, sobald irgend einem ihrer Glaubensgenossen eine Anklage droht, und wenn sie dann wünschen, ihn auf jeden Fall gerettet zu sehen. Aber doch nur erklären und entschuldigen, nicht rechtfertigen. Dumm bleibt das Denken und feig das Empfinden, woraus diese Aufregung und dieser Wunsch entspringen; die Solidarität mit einem Verbrecher darf man sich eben nicht aufdrängen lassen und Anklagen gegen eine Gesamtheit muß man verachten. Als Entgegnung wäre vielmehr die Frage am Platz, ob denn der Ankläger der Juden für die eigene Gemeinschaft ein Monopol auf das Verbrechen in Anspruch nehme. Will Einer aber die Delikte, die der Gewinnsucht entspringen, den Juden als Spezialität aufbürden, so erinnere man ihn an die Rheber, die Schiffe in See gehen lassen, an denen nichts heil ist als die Affekuranzpolice, an Gattenmörder, die auf die Summe der Lebensversicherung spekuliren, an Thomas, dessen Höllemaschine zu früh explodirte, und an ungezählte andere

Fälle von schwersten Verbrechensformen aus Geldgier, an denen die Juden sehr wenig betheiligt zu sein pflegen.

Es wäre im Uebrigen nur erstaunlich, wenn die Juden, die Menschen mit menschlichen Trieben, Leidenschaften und Rötten sind, nicht ihren verhältnißmäßigen Antheil am Verbrechen haben sollten. Ist also ein Jude angeklagt, so kann der Standpunkt seiner vernünftigen Glaubensgenossen nur der sein, daß man, wenn er schuldig ist, ihn nach Recht und Gesetz einsperren, hängen oder guillotiniern möge. Die Judenheit berühre sein Verbrechen so wenig wie die Missethat eines Christen die Christenheit.

Dieser Standpunkt ist auch von den Juden, und insbesondere von den französischen Juden, als Dreyfus verurtheilt wurde, ganz allgemein eingenommen worden. Man war bekümmert, daß es gerade ein Jude gewesen war, der seine Vertrauensstellung so schmäzlich mißbraucht hatte, aber nur um so stärker verdammt man ihn. Das währte so lange, wie man Dreyfus für schuldig hielt, und in Frankreich haben Das die Juden sogar länger fertig gebracht, als es meines Erachtens für denkende Menschen zulässig war. Jedenfalls ist auch bei ihnen — ich weiß Das zufällig aus Gesprächen mit pariser Verwandten — die Phrase von den sieben hohen Offizieren, die unmöglich geirrt haben konnten, selbst dann noch stark im Schwange geblieben, als die Enthüllungen der Generalstabsblätter selbst einen Einblick in die Erbärmlichkeit des Anlagematerials zu gewähren begonnen hatten. Noch heute kann ich mich des Sachens nicht erwehren, wenn ich an die Geschichte von dem Papierkorb der deutschen Botschaft denke. Dieser Papierkorb war von frappanter Aehnlichkeit mit einem historisch gewordenen Blumentopf. Robert Young, ein Mann, der in Schriftfälschungen die Esterhazy und Henry noch übertraf, hatte zur Zeit Wilhelms des Dritten ein Komplott zur Rückführung Jakobs des Zweiten erfunden und unter anderen Unterschriften auch die des Bischofs von Rochester gefälscht. Sein Helfershelfer praktizirte das Dokument in einen Blumentopf, nachdem er vergebens versucht hatte, es in das Studizimmer des Bischofs einzuschmuggeln. Young hatte nur so lange einigen Erfolg, als die Erregung wegen einer drohenden französischen Invasion währte. Dann wurde er rasch entlarvt. Das Frankreich unserer Tage war mitten im Frieden. Aber der Satz: *Le ridicule tue en France* schien außer Geltung gekommen zu sein. Auch die französischen Juden sind ganz in Vorurtheilen befangen gewesen. Nur die Familie, vor Allem Frau Dreyfus, glaubten an die Unschuld des Verurtheilten und erhofften seine Rehabilitirung.

So stand die Sache bis zum Auftreten Bernard Lazares, dessen Buch aber auch zunächst keinen starken Widerhall fand. Nur erst in einzelnen jüdischen Kreisen Frankreichs regten sich Zweifel und nur allmählich kam ihnen eine Ahnung davon, welche Rolle der Antisemitismus bei der ganzen Aktion

gegen den Unglücklichen gespielt haben mochte. Daß sie es nicht früher gewahr wurden, erklärt sich mir einfach aus dem Umstande, daß, was man auch sagen möge, der französische Jude in erster Linie Franzose ist, gerade wie der deutsche Jude in erster Linie Deutscher. Und zwar gilt Das nicht nur von der politischen Gesinnung. Man muß schon völlig vergessen, wie eine Rasse sich bildet und erhält, wenn man Das bestreiten will. Eine Unveränderlichkeit der Rasse behaupten, heißt nichts Anderes, als die Entwicklung der Menschheit leugnen. Nur solche Eigenschaften können sich vererben und erhalten, deren Entstehungursachen fortwirken. So mögen in einer Kriegerkaste kriegerische Tugenden vorwiegend bleiben, wenn Alles, was physisch und moralisch zu ihrer Entwicklung gehört, von Generation zu Generation weiter geübt wird. Daß Blut allein thut's nicht. Wenn die Juden heute noch in Palästina säßen, würden sie, weil auch dort die Verhältnisse nicht unwandelbar bleiben konnten, schon nicht mehr die Selben sein wie vor zweitausend Jahren. Aber sie sind in ganz andere Verhältnisse versetzt worden und die Nationen, unter denen sie lebten, denen sie sich angeschlossen, haben sich selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert verändert. Von diesen Wandlungen ist sogar das Ghetto nicht unberührt geblieben; auch an seine Thore hat die Brandung der Zeit geschlagen. In mehr als sechzig Generationen sind Juden auf dem deutschen und auf dem französischen Boden sesshaft. Ich gestehe, wenn nach solcher Zeit, nach fast zwei Jahrtausenden der Einwirkung veränderten Klimas, veränderter politischer und ökonomischer Lebensbedingungen und endlich nach einer fortgesetzten Vermehrung der geistigen Errungenschaften, an der die Juden ihren vollen Antheil haben, wenn da Einer auf die asiatische Abstammung der Juden für ihre Charakterisirung überhaupt noch hinweisen will, so kann ich nur ein Gefühl des Mitleids für ihn haben. Für einen solchen Tropf ist alle Entwicklungsgeschichte der Menschheit ein Buch mit sieben Siegeln. Was die Juden heute von ihren christlichen Mitbürgern in allen Ländern, Halbäulen vielleicht ausgenommen, unterscheidet, ist höchstens eine ganz geringe Abweichung, verglichen mit Dem, was je nach Landsmannschaft diese selben Mitbürger oder je nach Generationen die Lebenden und die Vorfahren der selben Nationalität von einander unterscheidet. In Sprache, Haltung und Wesen steht der jüdische Schwabe seinem christlichen Nachbarn näher als seinem Glaubensgenossen in Schlesien. Und wenn heute ein Squire des achtzehnten Jahrhunderts vor einen englischen Baronet hinträte, so würde der Baronet sicherlich in dem ungebildeten Standesgenossen aus dem vorigen Jahrhundert seinen Landsmann weniger wiederfinden als in einem jüdischen Gentleman seiner Bekanntschaft. Bei solcher Auffassung wird man es verstehen, wenn ich dem Umstande, daß ein großer Theil der heutigen Juden einer reinen

Abstammung aus Palästina sich gar nicht einmal rühmen kann, einen Werth überhaupt nicht beilege.

Doch ich kehre zum Ausgangspunkt dieser unerläßlichen Abschweifung zurück. Ich hatte die Thatsache, daß die große Triebfeder des Dreyfushandels den französischen Juden so lange verborgen blieb, darauf zurückgeführt, daß sie eben in erster Linie Franzosen sind. Von der krankhaften Spionensucht, die auf ein Bewußtsein der eigenen Schwäche deutet, sind auch sie befallen; die Veränderung der Volkspsyche, die von der fixen Idee der Revanche ausging, hat sich auch an ihnen vollzogen. Dabei schwimmen sie mit in der Wonne des sybaritischen pariser Lebens und verlieren darüber die Aufmerksamkeit auf Das, was rings um sie sich gestaltet, insbesondere aber den Willen und die Fähigkeit, unangenehmen Erscheinungen ins Auge zu sehen. Dies Alles gilt natürlich mit der Einschränkung, die überhaupt bei Urtheilen über Gruppen geboten ist, da doch die Individuen nicht über einen Leisten geschlagen sind. Am neunzehnten Februar 1898 hat Professor Cornelius Gurkitt in der „Zukunft“ einen interessanten Reisebericht aus Frankreich veröffentlicht und darin auch auf die starke Verbreitung des Antisemitismus hingewiesen, die ihm namentlich in den Offiziermessien entgegengetreten sei. Die Juden hatten davon wenig gesehen und das Wenige nicht beachtet. Und doch waren die Anzeichen nicht nur in der periodischen, sondern auch in der Romanliteratur immer deutlicher hervorgetreten. Und doch war die Luft in Frankreich förmlich geschwängert mit den Miasmen der Jahrtausende alten Epidemie, daß waren die Bedingungen der Art, daß man sich sagen durfte, sie wäße kommen, auch wenn man noch keine Vorboten wahrgenommen hätte. Ein latenter Antisemitismus, wie man das Ding nennt, seitdem wir so eminent ethnologisch gebildet sind, oder Judenhaß, wie man es früher schlechtweg nannte, ist leider überall vorhanden. Die Juden verdanken Das einer alten Erbfeindschaft. Durch fast zwei Jahrhunderte hatten sie allein sich der Ausbreitung des entarteten Hellenenthumes der Syrer widersetzt. Man hat ja schon fertig gebracht, ihnen selbst daraus einen Vorwurf zu machen. Verstocktheit hat man bei ihnen genannt, was sonst Festhalten an einem Ideal heißt. Ohne jene „Verstocktheit“ würden die Juden im Hellenenthum aufgegangen, die Vielgötterei allherrschend geworden sein und es ist schwer, abzusehen, wie dann ein Christenthum hätte entstehen können. In der Christenheit ist man wirklich Dessen wenig eingedenk, was man so der Charakterstärke und dem guten Schwerte der Juden verdankt. Dagegen hatten die syrischen Griechenlein ein besseres Gedächtniß. Für die Schläge, die sie von dem mannhaftesten Volke Vorderasiens erhielten, haben sie später schwere Rache genommen. Die Juden, die den furchtbaren Römerkrieg überlebten, hatten sich zerstreut und kämpften mit des

Lebens Noth. Der Mund der Philo und Josephus, die noch in griechischer Sprache geschrieben hatten, war verstummt. Da hat das Griechenthum Jahrhunderte hindurch die ganze geistliche und profane Literatur beherrscht. Inwiefern seine Schriftsteller bewußt ihrem Haß Befriedigung gewährten oder selbst im Banne eingewurzelter Vorurtheile standen, ist nicht zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß alle Verleumdungen und Anschwärmungen, unter denen die Juden seitdem gelitten haben, in ihrem letzten Ursprung auf griechische Quellen zurückzuführen sind. Nur ganz Wenige schöpfen heute aus diesen Quellen. Aber darauf beruht eben die Macht einer großen Literatur, daß ihr Inhalt durch verzweigte Kanäle den entferntesten Generationen zugeführt wird. Man braucht heute den Dio Cassius nicht gelesen zu haben, um von ihm beeinflusst zu sein. Ein Gibbon hat ihn studirt und Diefen studiren wieder viele andere große und kleine Lehrer der Menschen. So ist es nicht zu verkennen, daß in dem gesammten Erziehungsmaterial, das die moderne Menschheit, die Juden mit einbegriffen, in sich aufnimmt, viel latentes Gift des Hasses gegen die Juden verstreut ist. Damit ist der Nährboden bereitet, auf dem dann, je nach Gelegenheit von Ort oder Zeit, die großen Epidemien wachsen. In Frankreich wurden politische und soziale Unzufriedenheit das Agens. Man war enttäuscht von den sozialen Erfolgen der republikanischen Staatsform und hatte dazu in der That alle Ursache. Der im Boden ruhende Krankheitstoff kam schon in Bewegung. Das Volk's soziale Lage war unter der Republik nicht verbessert; dagegen sah man im Vordergrunde manche reiche Juden. Es mußten die Juden sein, die den Vortheil der veränderten Staatsverfassung für sich eskomirt hatten! Man über sah, daß auch die ökonomische Errungenschaft der großen Revolution in sehr illegitime Hände gefallen war. Unter den Generalpächtern, Lieferanten und Bodenspekulanten, die sich dieses Erbe angeeignet hatten, sind aber Juden kaum vertreten gewesen. Das Finanzpächterwesen und die politische Entreprise sind essentiell französisch, die Tradition der alten gallischen Provinzen noch von den Römern her. Französische Finanzpächter haben das Preußen des großen Friedrich ausgefangt; von jüdischer Betheiligung wird nichts berichtet. Man sieht, die allgemeine Beschuldigung war ungerecht. Daß sie dennoch genügte, jenen Krankheitstoff aufzuwählen, lag an der geschilderten Beschaffenheit des Bodens. Damit aber weiteste Kreise infizirt werden konnten, mußte einer jener Skandale zu Tage treten, die sonst Verhülltes in grelle Beleuchtung setzen. Da bricht — die Geschichte zeigt, daß sich Vergleichen nicht nur in Frankreich ereignet — eine unter dem Firmiß fressende Fäulniß des öffentlichen Lebens hervor, deren Anblick Schandern und Ekel erregt. Aber mehr als anderwärts hat man in Frankreich bei großen Kalamitäten das Bedürfnis nach einem Sündenbock. Hier brauchte man ihn nicht erst lange zu suchen. Auf der vorderen Bühne des Korruptionspektakels waren drei Juden sichtbar ge-

worden. Und es ging im Großen, wie es im Kleinen zu gehen pflegt. Ein Sohn hat Schlechtigkeiten verübt. Aber er hat einen Genossen gehabt; und natürlich war es der fremde Junge, der ihn ins Verderben führte. Allerdings, wer nicht von der Affenliebe der Angehörigen mit bestrahlt ist, erkennt vielleicht, daß gerade das „verführte“ Söhnchen der Schlimmste gewesen ist. Ich hoffe, die Leser der „Zukunft“ werden mir keine Neigung zutrauen, die Schuld der Arton, Herz und Reinach zu verkleinern. Aber ich stehe nicht an, zu sagen, daß die Journalisten und Deputirten, die das Geld nahmen, mir weit verächtlicher erscheinen. Ja, wenn jene Drei satanische Verführungskünste angewandt hätten! Aber deren bedurfte es nicht. Weit streckten sich ihnen die Hände der feilen Volksvertreter entgegen und ihre Thätigkeit mag sich in der Hauptsache darauf beschränkt haben, die Form zu finden, um mit einem gewissen äußeren Anstande die Echeß in jene Hände zu legen. Und nun erst die Presse! Panama hätte das solideste Unternehmen der Welt und nichts als ein Segen für Frankreich sein können: die Press-Syndicate würden auf ihren Antheil an den „frais de publicité“ nicht verzichtet haben. Roberne Raubritter, denen die Kaufleute den auferlegten Zoll entrichten müssen, wenn sie ihre Waaren zur Messe bringen wollen. Das Gewerbe der Unterhändler war schmutzig und schimpflich; aber sie haben wenigstens kein Vertrauen mißbraucht, kein Mandat verrathen. Die Journalisten, die die Interessen ihrer Leser, die Abgeordneten, die ihr Stimmrecht gegen bares Geld verschacherten, tragen das Brandmal äußerster Ehrlosigkeit an der Stirn und sie sind — ich glaube, mit einer einzigen Ausnahme — unverfälschte Gallier. Darum hat man eben in Frankreich ihre Schuld als die leichtere gewogen. Die Unterhändler waren Juden und von deutscher Abkunft. Man durfte sie doppelt als fremde Kinder ansehen und konnte dem Mitleid mit dem eigenen Sproßen bald freien Lauf lassen. Vielleicht ist das Söhnchen, die liebe gallische Unschuld, ein türkischer Bengel, steckt heute hinter den Rockfalten der Mutter und schimpft da hervor am Fleißigsten auf seine „Verführer“. Es sollte mich wenigstens nicht wundern, wenn unter den Vielen, die aus ganz persönlichen Motiven im Dunkeln beflissen sind, das Gift des Hasses zu ver-versprechen, auch eine Anzahl von Panamisten thätig wäre. Diese Leute mögen hoffen, die eigene Schmach im Lärm gegen Andere vergessen zu machen. Ganz ungeschont haben der religiöse Fanatismus und die politische Intrigue sich des Antisemitismus angenommen. Schon Philippe Egalité hat nach der Auffassung gehandelt, daß man eine Krone auch im Schmutz suchen dürfe, — und der junge Henri von Orleans „tient de famille“.

So von den Umständen und den Menschen gefördert, hat die Seuche des Judenhasses sich in Frankreich verbreitet. Sie mußte zur Zeit des Dreyfuß-Prozesses die Geister und Herzen, denn in Beiden pflegt sie zu sitzen, schon

stark ergriffen haben. Das ließ sich zwar sofort nicht erkennen. Der Akt der Degradation bot aber schon verdächtige Symptome, die durch Ereignisse neueren Datums sicher gedeutet werden können. Man vergleiche nur die Gelassenheit, mit der die mauleifrigsten Patrioten den Ulanenbrief Esterhazy's aufnahmen, und ihre rührende Besorgniß für das Andenken eines wirklichen Verräthers mit dem infernalischem Wuthgeheul, das den unglücklichen Dreyfus umtoste. Wer da noch zweifeln könnte, daß es nicht ein Landesverräther, sondern daß es der jüdische Offizier war, gegen den bestialische Instinkte ihren Ausdruck fanden, Der ist um seine Unbefangeneit zu beneiden. Für die französischen Juden bedurfte es dieser Vorkommnisse nicht mehr, um sie über den wahren Charakter der Maßregeln gegen Dreyfus aufzuklären. Sie kannten ihn, seit sie die handelnden Personen des Dramas kannten, die Sandherr und du Paty de Clam. Seitdem wußten sie, um was es sich in dem Prozeß eigentlich gehandelt hatte. Und nicht sie allein. Es giebt eine politische Errungenschaft der letzten Jahrhunderte, die einzige vielleicht, die jedem Gebildeten unbedingt als solche gilt: die Glaubensfreiheit. Alle, denen die Bewahrung dieser Errungenschaft am Herzen liegt, wurden erregt von dem Anblick der Leidenschaften und Strebungen, die im Laufe der unseligen Affaire immer mehr zu Tage getreten sind. Ich berühre ein heißes Thema, dessen Schwierigkeit für den Nichtchristen ich niemals verkannt habe. Zwar weiß ich selbst, daß meine eigene Stellung zu den geoffenbarten Religionen mir vollste Objektivität allen gegenüber gestattet; aber ich darf nicht erwarten, daß diese Objektivität von Anderen anerkannt werde. Das Folgende glaube ich aber doch sagen zu dürfen, ohne einer Mißdeutung ausgesetzt zu sein. Wären die Franzosen nach den Unglücksschlägen von 1870 religiös geworden, aus Bußfertigkeit, oder um sich an eine höhere Macht anzulehnen, so mochten alle religiös Empfindenden sich Dessen freuen; Niemanden konnte es anfechten und Niemand brauchte sich davon bedroht zu fühlen. Aber aus den Neubekehrten wurden Fanatiker. Nicht der fromme katholische Sinn eines Nikolaus von Cues ist jenseits der Vogesen eingezogen. Freilich: zu sagen, daß der Geist Torquemadas im schönen Frankreich umgehe, würde auch nicht ganz zutreffend sein. Es ist eine besondere französische Art des Fanatismus, die uns da entgegentritt, jener zügellose, grausame Parteigeist, der jetzt auf dem gefährlichsten Terrain des Konfessionellen sich äußert, der aber so wenig den politischen wie den religiösen Wirren Frankreichs fremd geblieben ist und der fast in jedem Jahrhundert seiner Geschichte uns die blutigen Spuren der terrours blanches, terrours rouges und terrours noirs finden läßt. Daß dieser Geist jetzt in der Gestalt des konfessionellen Hasses einherstreitet, Das ist es, was überall die Freunde der Humanität zur Wachsamkeit aufruft. Man kennt die furchtbare Kraft der Kontagion, die ihm in dieser

Form innemohnt, und bei uns in Deutschland insbesondere leben zu schmerzliche Erinnerungen, als daß man irgend welche dem Religionsfrieden von fern drohende Gefahr gleichgiltig betrachten könnte. Da es in Europa noch ein einiges Christenthum gab, war die Judenverfolgung ein unmenschlicher, aber für alle Nichtjuden, abgesehen von der damit verknüpften Volksoberhöhung, ungefährlicher Sport. Das ist anders geworden. Heute weiß der Katholik wie der Protestant, daß der Dämon des konfessionellen Hasses, einmal entfesselt, nicht bei den Juden Halt machen kann. Und wer Das noch nicht gewußt hätte, wäre jetzt in Frankreich prompt darüber belehrt worden. Aus der Erkenntniß dieser Verhältnisse, öfter nur aus ihrer Ahnung, erwächst das intensive Interesse, mit dem die Peripetien des Dreyfußhandels überall verfolgt werden. Dieses Interesse als unecht, als künstlich entfacht zu bekämpfen, weil andere schwere Justizirrhümer und Justizmorde nicht die gleiche Theilnahme erregt haben, muß als verfehlt erscheinen. Zudem hat es sich gezeigt, daß beispielsweise auch die Opfer einer sogenannten Gerechtigkeit in Italien nicht ohne thätige Sympathie geblieben sind. Ich kenne nicht wenige Juden, deren persönliche Theilnahme an dem Geschick der unglücklichen mailänder Arbeiter größer gewesen ist als ihre nicht allzu große Sympathie für die Person des Hauptmannes Dreyfuß. Dieser galt als Chauvinist, — und als Antisemit. Die merkwürdige Spezies des jüdischen Antisemiten ist ja nicht gar so selten. Chauvinismus aber und Antisemitismus gehen überall zusammen. Déroulède mag unsere wüthendsten Franzosenfresser als antisemitische Brüder umarmen und in den parlamentarischen Körperschaften Oesterreichs sind von den Deutschen, Tschechen und Polen Diejenigen, die sich im Nationalitätenkampfe am Leidenschaftlichsten und Rohesten geberden, zugleich die gehässigsten Feinde der Juden. Chauvinismus und Antisemitismus setzen eben die gleichen Defekte voraus. Wer ein ausgebildetes Rechts- und Billigkeitgefühl hat, wer klar und unbefangen zu denken versteht, kann weder von dem Einen noch von dem Anderen befallen werden. Doch freilich gebe ich zu, daß es ein leichtes Maß von Vorurtheil gegen die Juden giebt, das auf der früher geschilderten, Jahrtausende alten, literarischen Einwirkung beruht, das nur durch eine fortschreitende, bessere Bildung zu beseitigen ist und das ich inzwischen Keinem verübeln kann, wie sehr ich es auch als Jude beklage. Nur besonders starke Geister vermögen solchen anezogenen Vorurtheilen zu widerstehen; und man kann nicht von Jedem verlangen, daß er ein hervorragend starker Geist sei. Die Alexander, Julius Caesar, Theoderich und Napoleon, deren Keiner die Juden gering schätzte, wachsen leider nicht an den Hecken.

Dreyfuß also galt bei uns nicht nur als Chauvinist, sondern auch als Antisemit. Bei seinem schweren Unglück regte sich schließlich auch persönliches Mitgefühl; aber eine solche Sympathie, wie Picquart, dem Gefangenen

des Prätorianerpräfecten von Paris, bringen die Juden auch heute noch dem Verbannten der Teufelsinsel nicht entgegen. Die Person ist hinter der Bedeutung der Sache verschwunden. Diese Bedeutung, für Jeden gegeben, trat zunächst für die Juden hervor. In erster Linie sahen sie sich von dem entfachten konfessionellen Haß bedroht. Sie sind heute nicht mehr die rechtlos Gehegten des Mittelalters. Wie kann man sich da wundern, wenn sie auf dem Platz erschienen, als der Kampf zwischen Duldung und Glaubenshaß sich entspann, Wittkämpfer, so weit sie Das vermögen, im Uebrigen lebhaft interessirte Zuschauer? Für die deutschen Juden war die Möglichkeit, als Wittstreiter aufzutreten, sehr beschränkt. Vor Allem mußte ihr thätiges Eingreifen als nahezu zwecklos erscheinen. Es war nicht zu erwarten, daß in Frankreich ihre Aeußerungen zur Sache irgend welchen Eindruck machen würden. Damit ist aber nicht gesagt, daß die deutschen Juden ihre Meinungen und Gefühle vollständig hätten unterdrücken müssen. In Deutschland ist der Wunsch nach Erhaltung des Friedens allgemein; die Juden bleiben in diesem Wunsche hinter Keinem zurück. Selbst die äußerste Ungerechtigkeit gegen ihre französischen Glaubensgenossen konnte sie nicht vergessen lassen, daß sie in erster Linie bedenken müssen, was dem Vaterlande frommt. Allein es wird überall in Deutschland ganz ungeschont über die inneren Zustände der verbündeten Länder Oesterreich und Italien geredet und geschrieben. Dafür weiß man eben im Auslande, daß auch bei uns so eine Art von Pressfreiheit besteht, eine Freiheit, von der gewisse französische Blätter uns gegenüber einen Gebrauch machen, der nicht einmal eine Rücksicht auf den internationalen Anstand, geschweige auf den Friedenszustand verräth. Warum man da gerade die ängstliche Scheu gegenüber Frankreich beobachten sollte, warum deutsche Bürger davor zittern sollten, das Mißvergütigen der Rochefort und Genossen zu erregen, ist nicht recht einzusehen. Wenn es von dem guten Willen dieser Herren abhinge, wäre der Friede überhaupt keinen Tag gesichert. Unsere beste Zuversicht liegt in dem Bewußtsein der eigenen Kraft. Vor tollköpfigen Unternehmungen gewissenloser Abenteuerer, die doch einmal den Anprall gegen uns wagen möchten, sichert einstweilen noch ganz wie zu den Zeiten des Grafen Arnim der Bestand der französischen Republik. An sich hätte diese Republik, in der der zügelloseste Egoismus auf dem Thron gefessen hat, zehnmal den Untergang verdient; aber ihre präsumtiven Erben erwecken kein Vertrauen und für die Erhaltung des Friedens bleibt sie unschätzbar. Mit dem Frankreich, das uns nach einer Eroberung der Republik, aller Wahrscheinlichkeit gemäß, gegenüber treten würde, mit dem Frankreich der Dragonnaden und der Bartholomäusnacht würde die Bewahrung des Friedens kaum möglich sein.

Und von einem noch höheren Gesichtspunkt aus läßt sich die Frage betrachten. Wir werden mit dem französisch-deutschen Antagonismus, wenn

auch vielleicht gegen unseren Willen, noch für die nächsten Jahrzehnte, doch hoffentlich nicht für alle Ewigkeit zu rechnen haben. Da dürfen wir bei unserem Blick auf französische Angelegenheiten auch das höhere Interesse der Civilisation erwägen. Es kann uns heute schon nicht gleichgiltig sein, welches Geschick ein Volk sich bereitet, das in verschiedenen Epochen der europäischen Entwicklungsgeschichte führend gewesen ist. Für das alte Europa wäre es kein Gewinn, wenn dieses Glied langsam verkümmern und absterben sollte. Die Sympathien, womit in Deutschland nicht nur die Juden den Kampf der „Intellektuellen“ verfolgen, sind also aus mehr als einem Gesichtspunkte begreiflich. Die Worte „Affaire Dreyfus“ haben nur noch als Aktenaufschrift Geltung; der Streit selbst ist längst ein anderer geworden.

Ich kann nach Allem nicht finden, daß irgendwo im Großen und Ganzen — für den Takt jedes Einzelnen kann man in keinem Lager einsteigen — die Juden in der aktiven Theilnahme an dieser Angelegenheit weiter gegangen wären, als ihnen, unter den gegebenen Verhältnissen, zu stand. Einer unbefangenen, von den Leidenschaften des Tages freien Geschichte wird ihr Verhalten eben so berechtigt erscheinen, wie das Verhalten der festländischen Katholiken dem Macaulay erschien.

Frankfurt a. M.

Karl Hecht.



Der Mohammedanismus in Indien.

So groß auch unser Erstaunen und unsere Empörung waren, als uns im Jahre 1897 die Einzelheiten von den Unruhen in Chitpore durch den Draht vermittelt wurden, so war Das doch nichts im Vergleich zu der Empfindung, die wir Alle hatten, als „the Grand old Woman“, wie er bezeichnender Weise genannt wird, Lord Elgin, Indiens Vicelönig, amtlich nach England depeſchirte, es handle sich nur um eine lokale Meuterei ohne alle und jede Folge.

Sehen wir uns dieses Ding „ohne alle und jede Folge“, wie es wirklich war, einmal näher an. Ein Hindu von Adel hatte vom obersten Gerichtshof in Kalkutta das Recht zugesprochen erhalten, ein paar Quadratruthen Land in Besitz zu nehmen, worauf eine sogenannte mohammedanische Moschee stand. Bei der Besitzergreifung sollte diese Moschee abgerissen werden. Sofort eilte eine Schaar Mohammedaner herbei, um zu retten, was zu retten war. Ihre Zahl vergrößerte sich, bis sie zu Tausenden an schwoll, und jedes Thor von Kalkutta mußte bewacht werden, um noch größeren Zutrang zu verhindern. Fünf Tage lang terrorisirten diese Horden Kalkutta und kein Europäer konnte sich öffentlich zeigen, ohne angegriffen zu werden. Dem Militär und der Polizei wurde übel mitgespielt. Fünf Tage und fünf Nächte waren sie die Zielscheibe für Ziegelsteine, Steine und Erdklumpen, durften aber bei Leibe nicht die Angriffe erwidern, — und dabei waren Mehrere wirklich gefährlich verwundet worden, ja einige Europäer kamen nur mit Mühe lebendig

davon. Wer in Europa diese Zeilen liest, wird wohl den Kopf schütteln und fragen, wie so Etwas möglich war.

Nun, der Vicelkönig war eben in Simla, auf seinem hübschen Landsitz wenige Meilen von der Stadt. Als ihm Meldung gemacht wurde, fuhr er auf ein paar Stunden nach Simla; er hatte gerade Zeit genug, um sein Telegramm aufzugeben, und nachdem er sich so etwas summarisch der Regierungsjorgen entledigt hatte, fuhr er munter wieder nach seinem schattigen Maschobra zurück. Der Lieutenant-Governor von Bengalen war gerade auf der Reise, um die zur Abhilfe der Hungersnoth getroffenen Veranstaltungen in Augenschein zu nehmen. Er wurde überall festlich empfangen, — und außerdem ist die Luft von Behar gesund und kühlend, so daß er sich nicht beeilte, sie gegen den muffigen Dunst von Kalkutta zu vertauschen. Von Behar aus kann man Kalkutta mit der Bahn in zwölf Stunden erreichen; allein der kleine, wohlbeleibte Herr hielt es für vorsichtiger, Kalkutta fern zu bleiben, bis die Gefahr vorübergegangen war.

Aber wo war denn der Divisionsgeneral? Er hatte sich in die Hauptprobe eines Theaterstückes, dessen Aufführung auf der Bühne von Darjeeling bevorstand, so sehr vertieft, daß er unmöglich daran denken konnte, nach Kalkutta zu fahren, bevor er sich davon überzeugt hatte, daß das Stück gehen würde.

Die einzige Person in Kalkutta, die dem Unheil hätte entgengetreten können, war der Polizeikommissar, ein Mann, der erst seit ein paar Tagen im Amt und Würden war und der Meinung huldigte, er dürfe ohne besondere Ordre der Regierung überhaupt nicht handeln. Endlich, nach ganzen fünf Tagen, gab die Regierung dem Militär den Befehl, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen, — und flugs waren die Empörer verschwunden; überall herrschte wieder Ruhe und Stille. So begann und so endete der Aufstand.

Was heute noch interessiert, ist die Veranlassung.

Die Hauptmasse der sunnitischen Mohammedaner besteht geradezu aus blinden Fanatikern. Zu ihnen gesellte sich dann die bekannte Sorte der ehrgeizigen Streber und Schreier, die die frühere Selbstständigkeit des Königreiches von Oudh noch immer nicht vergessen wollen. Obgleich es ein Hindu war, der das Land in Besitz nahm, worauf die Moschee stand, ließen die Aufständischen die Hindus fast ganz unbehelligt und lehrten all ihre Wuth gegen die Europäer. Wäre der Aufstand ein bloßer Akt aufständischen Gefindels gewesen, so hätte er sich in gleicher Weise gegen Hindus wie gegen Europäer gerichtet; aber es gehört zum politischen Programm der Mohammedaner, die Hindus für sich zu gewinnen, um sie im Fall ernstlicher Verwickelungen nicht gegen sich zu haben.

Zwei oder drei Monate vor dem Aufstande in Chitpore waren führende Häuptlinge der Sunniten im Geheimein zusammengelommen. Das Verhalten der christlichen Mächte gegen die Türkei in der kretensischen Frage hatte sie stutzig gemacht und ergrimmt; beim Sieg der Türken über Griechenland war ihnen der Kamm geschwollen. Geheißentlich wurde die Nachricht verbreitet, der Sultan sei drauf und dran, einen Tschad (Heiligen Krieg) zu proklamiren, und der Emir von Afghanistan denke ernstlich daran, wie weiland Rabi oder Mahomed nach Indien zu ziehen. Der Aufruhr zu Chitpore war eine Art Probe darauf, wie die mohammedanischen Einwohner von Kalkutta sich verhalten würden.

Es ist wahrscheinlich, daß die Entscheidung des Gerichtshofes voranstehe-

sehen wurde; sonst wäre es schwer erklärlich, daß wie auf einen Wink gleich so viele Aufständische zur Hand waren.

In der Nähe von Kalkutta giebt es eine Unmasse Mühlen und unter den Mülleburschen sind viele Mohammedaner. Sie strömten nach Kalkutta; Andere schlossen sich an, weil sie bei einem blutigen Handel auf Beute hoffen konnten. So schwoh der Strom; und wären nicht die Thore der Stadt scharf bewacht worden, so wären vielleicht Hunderttausend solcher Spießgesellen eingedrungen. Als endlich geschossen werden sollte, wurde vorher den Beuten gesagt, es handle sich um einen Irrthum, die Moschee sei eigentlich nicht besonders heilig und es lohne sich gar nicht, sich deshalb herumzuschlagen; darauf verließ sich die Menge wieder. Hätte das Militär beim ersten Anzeichen des Aufruhrs jeden Aufständischen fusilirt, so hätte die Regierung gewonnenes Spiel gehabt. So jedoch haben die Sunniten das Spiel gewonnen und festgestellt, daß auf ihre Anhänger in Kalkutta voller Verlaß ist. Der Mob aber merkte, daß die Regierung sich fürchte, von britischen Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Eine ganze Reihe von Aufrührern wurde gefänglich eingezogen; die meisten erhielten aber nur drei bis sechs Monate Gefängniß, denn die Behörde hatte die Weisung, sämftiglich zu verfahren.

Volksblätter hatten gemeldet, gut achthundert Aufständische seien während der fünf Tage ums Leben gekommen. Die Regierung hat offiziell verkünden lassen, es seien nur dreißig gewesen.

Freilich wird man fragen, wie die Achthundert ums Leben kommen konnten, wenn die Soldaten nicht schießen durften. Nun, es ist eben eine beträchtliche Zahl durch Privatpersonen erschossen worden. Jeder Europäer hatte sich sofort mit einem Revolver versehen und schoß, wenn er verhöhnt oder angegriffen wurde; nur das Militär schoß nicht.

Ein mir befreundeter Mühlenbesitzer in der Nähe von Kalkutta erzählte mir, daß alle mohammedanischen Mülleburschen sofort bereit waren, ihren Glaubensgenossen in Kalkutta Hilfe zu bringen. In der Mühle waren nur sechs Europäer; die Aufständischen mochten glauben, es sei ein Leichtes, sie zu übermächtigen und anzugrauben. Die Bedrohten verbarricadirten sich aber in ihren Zimmern und töteten mehr als dreißig von den Aufrührern. Daß auf ähnliche Weise in der That achthundert von den Aufständischen ums Leben gekommen oder tödlich verwundet worden sind, ist daher wohl möglich.

Volke Aufstände, wie die geschilderten, werden wir immer wieder erleben; eine allgemeine Empörung wie die von 1857 ist heute aber doch nicht mehr möglich. Im Jahre 1857 hatten wir 38000 britische Soldaten gegen 348000 eingeborene Truppen. Die ganze Artillerie war in den Händen der Eingeborenen; Eisenbahnen und Telegraphen waren spärlich. Heute haben wir im Lande 73000 englische gegenüber 165000 eingeborenen Soldaten. Die ganze Artillerie ist in unseren Händen und über ganz Indien ist ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen verbreitet. Außerdem haben wir eine beträchtliche Masse von Freiwilligen (volunteers), die glänzend bewaffnet und organisiert sind, ein Corps, mit dem jedenfalls zu rechnen ist. Ein Aufstand wie der von 1857 ist also ausgeschlossen; in einer Woche würde er niedergeschlagen sein.

Selbstanzeigen.

Ehrengericht und Medizinalreform. Fischers Verlag (H. Kornfeld), Berlin.

Die kleine Schrift bildet die Begründung zu einer von dem Verfasser dem preussischen Abgeordnetenhanse überreichten Petition, in der der Antrag gestellt wird, den von der Regierung dem Hause vorgelegten Gesetzentwurf über die Errichtung ärztlicher Ehrengerichte abzulehnen. Der Verfasser geht von dem Satze aus: „Wenn man eine Abstimmung sämtlicher Aerzte darüber herbeiführen könnte, ob sie im Prinzip die Einführung der für alle Aerzte obligatorischen Ehrengerichte billigen, so würde sicherlich die erdrückende Majorität dafür sein. Aber eben so sicher würde es die Majorität sein, die der Errichtung von ärztlichen Ehrengerichten in der Form, wie sie der vorliegende Gesetzentwurf in Aussicht nimmt, mit lautem Widerspruch begegnete!“ Im ersten Theil der Schrift wird nachgewiesen, daß es der „Begründung“ des Gesetzentwurfs nicht gelungen ist, die zu schaffende neue Institution als zweckmäßig oder nothwendig darzulegen. Es fehlt durchaus an Kanteln gegen ehrenrichterliche Ausschreitungen in Bezug auf die Abmündung außerberuflicher Verfehlungen, da hiergegen nur die Motive, nicht der Text des Gesetzes Schutz bieten. Auch paßt die geplante Organisation nicht in den Rahmen der bestehenden ärztlichen Verhältnisse und droht deshalb zu Konflikten zu führen, die geeignet sind, mit dazu beizutragen, die Aerzte in der Ausübung ihrer großen sozialen Pflichten zu hemmen und sie mit Unlust zu erfüllen. Im zweiten Theil wird, abweichend von dem Plan der Staatsregierung, der Vorschlag zu einem großen Aerzteverbande — ähnlich den Bezirksvereinen im Königreich Sachsen — gemacht. Alle Aerzte wären verpflichtet, diesem Verbande anzugehören, und seine Ehrengerichtsbarkeit würde er ohne staatliche Einmischung handhaben. Seine Hauptaufgabe würde aber nicht darin, sondern in der Erfüllung ärztlich-sozialer Pflichten bestehen, — Pflichten gegen den eigenen Stand und Pflichten gegen die allgemeine Wohlfahrt; die Mittel würden durch eine vom Gesetz zu bestimmende Umlage unter den Aerzten aufzubringen sein.

Dr. Arthur Sperling.



Seelenmacht. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. Preis geb. 10 Mk.

In diesem Buch trete ich für den Individualismus ein und versuche, ihm dadurch eine tiefere Begründung zu geben, daß ich den Begriff der Macht der Einzelseele entwickle. Die Einzelseelen sind für mich ungeschaffen und unsterblich, — jede hat Antheil an der Weltregierung und am Weltgeschehen, ohne sich unwandelbaren Gesetzen zu fügen. Die sogenannten Naturgesetze sind nur der approximiative Ausdruck individueller Auffassungen. Jede Seele entwickelt sich frei und wirkt auf andere Wesen. Ihre Wirkungen werden durch die innige Vereinigung ähnlichster Seelen in Liebe oder Freundschaft gesteigert. In der Vereblung der geschlechtlichen Beziehungen, in der Gleichstellung und gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter erblicke ich die wichtigsten Mittel des sozialen Fortschrittes. Die Staatsgewalt wünsche ich auf ein Minimum reduziert zu sehen, aber ich halte die Bestrebungen auf Verstaatlichung des Bodens für gerechtfertigt. Am Schluß wird das Bild eines utopischen Gemeinwesens entwickelt und den sozialistischen Ideen entgegengesetzt.

Leipzig.

W. Lutoslawski.



Phantasia. Zweites Heft. Berlin, bei Johann Sassenbach.

Ich bin erfreut, konstatiren zu können, daß das erste Heft den Erfolg, den ich ihm prophezeite, gefunden hat. Die Kritik, wie stets, wenn etwas Neues auftaucht, stellte ihre Zahlungen ein und auf die Produktion wirkte mein Vorgehen so, daß heute, nach noch nicht ganz einem Jahr, mir von fünf Autoren bereits sechs Bändchen vorliegen, die alle die selbe Technik befolgen, — an Stelle der alten, die ich für überlebt erklärte. Wächst die Bewegung so weiter, so ist ihr allgemeiner Sieg, an dem nicht zu zweifeln ist, schon in einigen Jahren da.

Arno Holz.

**Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert.** Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin. Preis 1,50 M.

Jetzt, nachdem die Kritiker der großen deutschen Tagesblätter und literarischen Revuen ihr Urtheil über mein Buch abgegeben haben — und zwar überwiegend ein schmeichelhaftes und lobendes —, erlaube ich mir, einige Worte als Epilog zu sprechen. Es schien mir nöthig, ein neues, möglichst sicheres Maß für die großen musikalisch-produktiven Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu suchen. Ich konnte sie an ästhetischen Grundmeinungen, am Gang der allgemeinen Entwicklung und an musiktheoretischen Gesetzen messen oder auch mir alles Das ersparen und möglichst objektiv aus den bisher veröffentlichten Handbüchern der Musikgeschichte ein neues kompiliren. Ich habe nach dem Beispiel der großen französischen Kritiker unserer Zeit ein Drittes versucht, nämlich: das Maß der musikalischen Schöpfungen unseres Jahrhunderts in den Persönlichkeiten der Künstler selbst zu finden und zum ersten Male eine psychologische Geschichte der großen Musiker zu geben. Durch die neuen Perspektiven, die ich dieser Anwendung der modernen kritischen Methode danke, hoffe ich, eine Bereicherung des vorhandenen Besizes gegeben zu haben.

Ein Drittel des Buches ist den beiden Künstlern eingeräumt, deren musikalisches Schaffen europäische Bedeutung gewonnen hat: Beethoven und Wagner; ein Drittel der übrigen deutschen Musik. Der Umfang der Kapitel und Abschnitte sollte überall dem Rang der geschilderten Künstler entsprechen. Nur bei Anton Bruckner bin ich über dieses Verhältniß absichtlich hinausgegangen. Ich wollte für diesen großen Symphoniker, dessen Persönlichkeit noch vielfach verkannt wird, agitatorisch wirken und schrieb das ihm gewidmete Schlußkapitel des Buches unter dem ungeschwächten Eindruck der Todesnachricht. Ich hatte nicht den Ehrgeiz, eine akademische Musikgeschichte zu schreiben, und wollte mir mit diesem Erstling keine Lehrkanzel, sondern Freunde erwerben. Als Ziel schwebte mir vor: „Ein Stück Musikgeschichte, gesehen durch ein Temperament“, nach Zolas berühmtem Wort, — und so viel oder so wenig wie mein Temperament werth ist, wird deshalb auch das Buch werth sein.

Wien.

Dr. Max Graf.



Gewerbe- und Industrieschutz II. Weiterer Beitrag zu der *Misere* betr. den Patent-, Muster- und Waarenzeichen-Schutz sowie zu der Patentanwaltsordnung. Verlag der Polytechnischen Buchhandlung A. Seidel in Berlin, 1899.

Früher konnte man glauben, die Theilnahmelosigkeit der Presse und der Reichstagsmitglieder sei daraus zu erklären, daß Kommissare des Bundesrathes oder der Reichsregierung in bestimmter Form Alles desavouiren, was über Mängel der sogenannten Gewerbeschutzgesetze (Patente, Muster, Marken u. s. w.) öffentlich gesagt oder geschrieben wird. Ich beschränkte mich deshalb vielfach darauf, nachzuweisen, daß die Thatfachen die irrigen Behauptungen widerlegen, es herrsche allgemein Befriedigung mit den Gesetzen, zu deren nützlicher Ausführung auch alles Material vorhanden sei. Neuerdings bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht jener Widerspruch der öffentlichen Organe die Unterlassungsfünde der Theilnahmelosigkeit erklärt, denn die sachliche Kritik schweigt auf keinem anderen Gebiet, das, übersichtlich daliegend, eine Prüfung von Meinungen und Behauptungen herausfordert. Die Ursache für das Totschweigen scheint mir vielmehr, daß außer Dem, der durch seinen Beruf gezwungen ist, jene Gesetze zu beachten, kaum Jemand zugemüthet werden kann, anzunehmen, daß absichtlich oder wegen wiederholt bethätigter Unfähigkeit eines Faktors der Gesetzgebung jede Uebersichtlichkeit ferngehalten ist. Die Tendenz all dieser Gesetze geht dahin, daß jedes Schutzgesuch von Handel- oder Gewerbetreibenden und Industriellen rein schematisch behandelt werden kann und daß deshalb die diskretionäre Gewalt des Juristen in rein fachwissenschaftlichen Schutzangelegenheiten entscheidend vorkommt. Die besondere Aufgabe, diese *Misere* unwiderleglich zu beweisen, suche ich in meiner Schrift zu erfüllen. Wiederum wende ich mich an die Öffentlichkeit, weil sicherlich nicht geleugnet werden kann, daß allein der wirksame Schutz der Arbeit von Staatsbürgern, die Werthe erzeugen, im Stande ist, die Steuerfähigkeit aufrechtzuerhalten, deren das Reich bedarf, wenn es nicht auf den Nothbehelf angewiesen sein soll, der darin besteht, für die selben Steuerobjekte immer höhere — oder neue — Abgaben zu erheben. Neben der aufs Aeußerste angespannten Opferwilligkeit aller Steuerzahler leidet in Handel, Gewerbe und Industrie mehr und mehr die Steuerfähigkeit wegen besonderer direkter Belastungen und nicht minder wegen der besonderen Konkurrenz staatlicher Unternehmungen. Die Sucht nach solcher Konkurrenzfähigkeit kann sogar dazu führen, daß Staatsbeamten die Anrufung und Benutzung gewerblicher Schutzgesetze unter sagt wird. Das ist im Hinblick auf die Begründung der Schutzgesetze inkonsequent und erklärt, wie Staatsbehörden zu dem Versuch getrieben werden könnten, bestehenden Rechtsschutz zu vernichten oder im Submissionsverfahren geistiges Eigenthum unbeachtet zu lassen. Die Würdigung individueller Rechte ist freilich nicht die Aufgabe z. B. der Eisenbahn- oder Armeeverwaltungen, aber es ist die Aufgabe der Industriellen, ihr Recht gegenüber allen Versuchen zu schützen, die unter dem Anschein der Wahrung des Gemeinwohls von Verwaltungsbehörden überhaupt und vom kaiserlichen Patentamt insbesondere in steigendem Maße gemacht werden, um die Berechtigung von Schutzansprüchen zu leugnen. Darum rufe ich: Helft Euch selbst!

Karl Pieper.



Russische Industrie.

Swar arbeitet jetzt die deutsche Industrie hauptsächlich für das Inland; doch die Stunde wird wieder kommen, wo uns das Ausfuhrgeschäft wichtiger als heute scheinen muß: dann wird Rußland für die Exporteure in erster Linie stehen und deshalb sollte man sich um die Entwicklung im Zarenreich kümmern. Der hier schon früher geschilderte schnelle Aufschwung der dortigen Wirtschaftsverhältnisse hat sich seitdem noch beschleunigt. Die Masse strebt nach besserer Lebenshaltung und die dörflichen und städtischen Gemeinden bemühen sich eifrig, Verkehrsmittel, Hygiene, Schmutzanlagen u. s. w. in moderne Formen zu bringen. Nur ist der von einem großen Theil der Bevölkerung dieses Riesens Reiches eingeschlagene Weg ein anderer als der, den wir im Westen zu gehen gewöhnt sind. Bei uns haben sich Komfort und Luxus erst aus angesammelten Ersparnissen und einer langsamen Steigerung der Wohlhabenheit entwickelt, während die Russen gern den Verhältnissen vorauszuweichen möchten. Dies in plötzlichen Stößen fühlbare Auftreten neuer Bedürfnisse führt unter Umständen dann zu einer überraschend schnellen Veränderung des Arbeitsprozesses. Man verlangte, ein gut ausgebackenes Brot zu essen, und der Wunsch ließ die Walzmühlen entstehen und sich vermehren; ähnliche Wünsche zeigen sogar den Bauern schon die Nothwendigkeit eines rationellen Landwirtschaftsbetriebes. Noch vor sieben- unddreißig Jahren gab in verschiedenen Gegenden der Käufer für das Hektar Wald zum Abholzen nicht mehr als zehn Rubel und war dennoch nicht einmal sicher, dabei keinen Schaden zu machen. Heute giebt man sechshundert Rubel und verdient noch dabei. Wie erklärt sich diese Thatsache? Früher wurden nur Bretter und Balken von bestimmter Größe verwandt und Stämme, die zu groß waren, ließ man eher verfaulen, als daß man sie für die Maschinen adaptirte. Jetzt bleibt kein Stamm mehr liegen und kein Scheit bleibt ungenutzt. Früher hieß es in Rußland: je theurer das Brot, desto billiger die Arbeit! Diese Weisheit ist ins Gegentheil gewandelt worden. Träge Menschen ohne Bedürfnisse werden fleißige Arbeiter, weil sie Bedürfnisse annehmen und Konsumenten werden. Wo der Umsatz zunimmt, muß nun der Händler, je isolirter seine Lage ist, natürlich um so mehr Vorrath und Auswahl haben; so entstehen große Waarenlager. Die russischen Centren konnten wegen ihrer sehr guten Bahnverbindungen mit dem Auslande ohne große Lager auskommen, dasie alles irgend Gewünschte, wenn es nicht vorhanden war, doch in längstens acht bis vierzehn Tage beschaffen konnten. Heute sind aber Petersburg, Moskau, Kiew durch hundert kleine und relativ weltfremde Plätze für den lokalen Konsum ersetzt und die steigende Kaufsucht nöthigt da zu reicher Lagerhaltung.

Die sibirische Bahn, die gleichsam eine ungeheure erstarrete Volksmasse in Bewegung bringt, bietet, als die Niesentrace der Kultur, für das Ausland ein Hauptinteresse; schon aber beginnen auch die russischen Vizinalbahnen den Blick auf sich zu ziehen. Sie sind durchaus nöthig, wenn der Waarenaustausch im Inneren erleichtert und auf die Höhe seiner Aufgaben gebracht werden soll.

Ich muß nun wieder einmal von dem Manne sprechen, mit dessen Thatkraft und Einfluß alle wirtschaftlichen Fortschritte, die Rußland in unserer Zeit gemacht hat, zusammenhängen. Herr Witte selbst ist nicht Nationalökonom, hat also den — besonders in seinem Vaterlande wichtigen — Vortheil, durch keine Theorie genirt zu sein. Das hindert ihn nicht, in seinem Spezialressort aufs

Eifrigste wissenschaftlich arbeiten zu lassen. Er hat stets den Muth seiner Meinung gehabt, so verschieden auch die beiden Kaiser sind, denen er bisher gebient hat, und er hat fast regelmäßig seinen Willen durchzusetzen vermocht. Die Erklärung, die man in Rußland dafür hat, ist ungemein charakteristisch. „Witte“, so sagen die näher Stehenden, „hat weder Kinder noch Verwandte noch irgend welche Sippe. Das macht es ihm möglich, überaus fest aufzutreten, — selbst gegen den Zaren, der ihn übrigens gar nicht besonders zärtlich lieben soll. Fällt er, so fällt er allein und braucht nicht für eine kleine Welt, die mit seinem Sturz in Trümmer ginge, zu zittern, etwa wie der von Witte gestürzte Woronzow-Dajchlow.“ Privatinteressen behandelt der Finanzminister so rücksichtslos, daß er sich seine Freunde von heute schon morgen zu Feinden zu machen pflegt. An Anhebten darüber fehlt es nicht und seine Haltung soll selbst den höchsten Einflüssen gegenüber die selbe sein. Die Thatsache, daß er in der Angelegenheit der Beauharnais vier Millionen Rubel vom Zaren heranziehen ließ, um sie nicht der Agrarbank entnehmen zu müssen, dürfte schwerlich in Rußland oder außerhalb Nachahmung finden. Herr Witte ist nun zu der Ueberzeugung gelangt, das inländische Kapital müsse gespart werden; er hat aber eine starke Strömung gegen sich und hat es deshalb für nöthig gehalten, sein Programm in einer Versammlung von Getreideinteressenten zu entwickeln. Seine Rede, die allgemeine Beachtung gefunden hat, sagte aber wohl kluger Weise nicht Alles. So lange die Papiergeldwirtschaft dauerte, war die Regulirung des Geldbedarfes leicht. Ziel der Zinsfuß und nahmen die Depositen zu, so wurden Banknoten in Posten zurückgezogen; stieg der Zinsfuß und nahmen die Depositen ab, so gab man Noten aus. Das geschah zum Beispiel regelmäßig nach der Ernte, wenn bei der Langsamkeit der Verkehrsmittel der Weizen, der das ganze Handelskapital des Besitzers ist, nicht rasch genug realisiert werden konnte. Deshalb hatten auch die großen Banken früher billigeres Geld. Sie bedienten sich ihres sogenannten Kontrollkredits bei der Reichsbank, die ihnen gegen Wechsel, Effekten u. s. w. Noten ließ. Dieser Modus mußte ein Ende nehmen, als die Goldwährung ihren Einzug hielt und den Finanzminister ängstlich, ja, geradezu geizig machte. Um nur immer mehr Gold ins Land hereinzuziehen, würde er am Liebsten jedes Jahr für hundert Millionen Rubel auswärtige Gründungen in Rußland entstehen sehen. Die russischen Fabrikanten und Hüttenmänner aber klagen über doppelten Schaden; sie haben eben weder die guten technischen Traditionen noch das billige Geld der Belgier. Auch der Adel und die Landwirtschaft wollen die heutigen hohen Schutzdölle nicht; wenn durch die Unterdrückung der Konkurrenz z. B. Schienen und Lokomotiven beträchtlich vertheuert werden, kosten nämlich auch die Frachten mehr. Mitunter greift ja dann auch die Regierung operativ ein, wie bei der Herabsetzung der Schienenpreise um 30 Kopeken per Pub. Als einzelne Montangesellschaften 60 und 100 Prozent Dividende gaben, fragte Witte: „Meine Herren: warum verdienen Sie eigentlich so viel?“ Um den Gutsbesitzern zu gefallen, erlaubte der Minister den Bezug landwirtschaftlicher Maschinen aus dem Auslande. Das kostet ihn sehr wenig, denn die meisten Bauern wirtschaften ohne Dreschmaschinen.

Nützen kann die Hilfe reicher ausländischer Industriellen nur da, wo es sich um die Förderung des Exportes handelt, wie z. B. bei Kaphtza, Getreide u. s. w., aber nicht etwa bei Gußeisen, das den Russen selbst dadurch vertheuert wird. Doch Herr Witte braucht, wie ich höre, auch eine neue Anleihe, weil die Marine-

ausgaben des Landes, dessen Herrscher die Völker der Erde in diesem Venz zur Abrüstung ruft, allmählich gar zu viele Millionen verschlingen. Der Finanzminister nimmt für seinen Tresor schon die Pfandbriefe der Privatagrarbanken zurück, — nur, um den Kurs der Rente hochzuhalten, und diese vierzig Millionen Rubel Pfandbriefe gehen so leicht nicht wieder heraus. Am Ende werden doch die Franzosen wieder aushelfen und vielleicht eine vierprozentige Russenrente nehmen, wenn ihnen große Marinelieferungen zugesichert werden. Die Hauptperson ist in diesen Transaktionen nicht mehr immer Herr Rothstein, von dem es vielleicht ein Fehler war, daß er Herrn Spiker zu seinem Kollegen machte. Sollte jetzt nämlich der ältere Direktor mit seinem Austritt aus der Internationalen Bank drohen, dann könnte Sergej Julitsch Witte sich der tröstlichen Thatsache erinnern, daß er des jüngeren Direktors unter allen Umständen sicher ist.

Unter den Bodenschätzen spielt natürlich auch Kohle eine große Rolle. Selbst Odesa hat nur noch das russische Produkt. Dagegen hat Petersburg, trotz dem hohen Zoll, sich seine früheren englischen Bezugsquellen bewahrt. Nur Koke wird in den meisten russischen Fabriken vom Ausland bezogen, weil das Material da billiger und besser ist. Die Industrie ist rastlos thätig. Ueberall geht man zur Elektrizität über, mit ganz erstaunlichem Eifer sogar. Besonders eifrig werden Kleinbahnen und Straßenbahnen gegründet; der Russe geht eben nicht gern zu Fuß und knaupert mit den fünf oder drei Kopelen nicht, die eine Tour kostet. Alle großen deutschen Firmen arbeiten dort; so hat jetzt Schuckert eine Centrale in Odesa gegründet. Weniger gelobt wird die Lage der chemischen Industrie. In Folge der gesteigerten Bauthätigkeit schießen aber die Cementfabriken wie Pilze aus der Erde: allein in Kiew entstehen jetzt drei solche Fabriken. Eben so schnell gehts mit Maschinenfabriken aller Art. Die Textilproduktion soll um vierzig Prozent zurückgegangen sein, während der Konsum beständig wächst. Das führt natürlich zu Preissteigerungen und dann zu höheren Dividenden. Die Abnahme der Produktion erklärt man als Wirkung des Arbeiterschutzes, das die Fabrikarbeit von früher neunzehn und achtzehn auf elf Stunden herabgesetzt hat. Die Verschiebung des Absatzes aus Moskau und anderen nordrussischen Gouvernements nach dem polnischen Lody soll damit zusammenhängen, daß der in Moskau residirende Großfürst den Wunsch hatte und durchsetzte, die 80000 Juden aus seinem Bezirk zu treiben. Man rechnet, daß davon 50000 Juden nach Warschau kamen, die sich dann allmählich bis Lody schlängelten. Die Vertriebenen brachten zwar keine Industrien mit, aber die Kenntniß der moskauer Absatzgebiete und, was die Hauptsache ist, ungefähr 100 Millionen Rubel Betriebskapital. Jetzt, nach Jahren, sieht man, wie Lody von dieser Völkerwanderung profitirt hat.

Ueber den Getreideimport wird wahrscheinlich zu viel Gutes geweisagt, da die Zukunft doch dem Verbrauch des inneren Marktes gehören dürfte. Was Herr Witte zur Hebung der Ausfuhr thun will, wird von Sachkundigen nur als ein äußerliches Beruhigungsmittel angesehen. Der aus Kartoffeln und Getreide fabrizirte Branntwein wird begünstigt, dem aus Melasse hergestellten bereitet man Schwierigkeiten. Die Zuckersabrikation soll glänzende Aussichten haben . . . Im Ganzen: das Bild eines mächtigen wirtschaftlichen Aufschwunges.



Weibliche Dichtung.

In einem jüngst erschienenen Aufsatz „Das Frauenstudium der Nationalökonomie“ hebt Professor Perchner hervor, wie es wünschenswerth sei, daß die sozialen Zustände nicht nur im Spiegel des männlichen Geistes aufgenommen werden. Sowohl für die Beobachtung der Thatfachen wie für ihre geistige Verarbeitung sei es nutzbringend, wenn auch die weibliche Auffassung entschieden zur Geltung gelange. Auch sei die vollständige Ergründung der weiblichen Erwerbsverhältnisse ohne die Mitwirkung gelehrter Frauen kaum möglich. Frauen könnten hier vielfach Thatfachen ermitteln, die männlichen Forschern verborgen blieben.

Dies Urtheil scheint mir in doppelter Hinsicht von weittragender Bedeutung; es räumt für ein wichtiges Gebiet der Wissenschaft ein, daß Leistungen den wissenschaftlichen Charakter behalten können, auch wenn eine mehr weibliche Auffassung bei ihnen sich geltend mache, und daß bestimmte Theile dieses Gebietes, rein stofflich, nur durch die Mitwirkung der Frau zugänglich werden.

Wenn hier für eine Wissenschaft zugegeben wird, daß sowohl bezüglich der Auffassung wie bezüglich des Stoffes die Mitbetheiligung der Frau eine Bereicherung ermöglicht, so drängen sich für die Kunst, besonders für die Dichtung, die selben Fragen auf.

Kann die Frau der Dichtkunst in Auffassung wie Gegenstand eine eigenartige Erweiterung bringen? Die antogende Kontroverse zwischen Frieda Freiin von Bülow und Lou Andreas-Salomé (in Nr. 15 und Nr. 20 der „Zukunft“ vom siebenten Januar und elften Februar 1899) berührte diese Frage. Frieda von Bülow erklärte eine Frauendichtung in dem Maße für werthvoller, wie sie „frauenhafter“ sei; Lou Andreas-Salomé entgegnete, auf ein angewandtes Gleichniß zurückgreifend, die unwillkürliche Abschätzung der Frau nach männlichen Maßstäben im Gebiete der Kunst habe möglicher Weise die selbe Berechtigung, wie etwa den literarischen Arbeiten eines Fuchses künstlerischer Werth je nach dem Grade ihrer Annäherung an menschliche Kunstwerke beizumessen wäre.

Ich glaube nun nicht, daß dieses Fuchs-Beispiel dazu dient, den Kern der Frage zu enthüllen. Das künstlerische Vermögen ist ein menschliches Vermögen — „die Kunst, o Mensch, hast Du allein“ —; sollten andere als menschliche Geschöpfe sich literarisch betheiligen, so müßten ihre Leistungen, wie Frau Lou Andreas-Salomé mit Recht andeutet, unserem Begriff menschlicher Kunst sich anbequemen, wenn sie überhaupt Kunstwerke sein wollten. Für die unbedingte Abschätzung der Kunstleistung der Frau nach männlichen Maßstäben aber beweist Das nichts. Denn nirgends ist der Begriff der Kunst bisher zu dem einer spezifisch männlichen verengt worden. Daher bleibt die offene Frage bestehen: Sind dichterische Kunstwerke denkbar, die dem vollen Begriff des menschlichen Kunstwerkes gerecht werden und doch zugleich einen spezifisch weiblichen Charakter tragen? Ist es innerhalb des gesteckten künstlerischen Rahmens möglich, von einer mehr weiblichen, einer mehr männlichen Kunst zu reden, genau so, wie wir von einer Kunst der germanischen, einer Kunst der romanischen Völker sprechen, die sich doch auch in einer höheren künstlerischen Einheit zusammensinden?

Sollte diese Frage unbedingt zu verneinen sein, sollte die Frauenhaftigkeit der Frau nicht ihre künstlerischen Leistungen eigenartig färben dürfen, so

würde Das eine empfindliche Einbuße bedeuten. Es wäre nur erfreulich, wenn der Nuancenreichtum, die Mannichfaltigkeit der Kunstanschauungen durch eine spezifisch weibliche Auffassung vergrößert werden könnte. Jedenfalls erscheint mir die Frage heute noch nicht spruchreif. Niemand wird bestreiten, daß für die Frau in allen ihren Wesensäußerungen eine neue Epoche begonnen hat. Was diese Epoche im Gebiet der Dichtkunst zeitigen wird, ist im Wesentlichen noch eine Frage der Zukunft. Es gilt, zunächst der täglich anwachsenden weiblichen Literatur gegenüber abzuwarten, bei dem später möglichen Ueberblick dann die Spreu von dem Weizen zu sondern und an Dem, was sich endlich als künstlerisch werthvoll herausgeschält haben könnte, zu untersuchen, ob eine spezifisch weibliche Unterströmung, abgesehen von dem allgemeinen Kunstwerth, zu erkennen sein wird.

Mit größerer Sicherheit können wir für das Stoffgebiet eigenartige Bereicherungen von der Frau erwarten. Hier können noch weite Provinzen der Dichtung gewonnen werden Das in spezifischer Hinsicht Wichtigste im Leben der Frau: die Mutterchaft, in der ihr fundamentaler physiologischer und psychologischer Unterschied vom Manne liegt, ist bisher nicht — oder doch nicht genügend — in den Kreis künstlerischen Schaffens gezogen worden. Man glaubt vielleicht, an Das erinnern zu müssen, was unzählige Madonnenbilder in lichter Schönheit athmen, was uns aus allen Sprachen über Mutterliebe und Mutterempfinden entgegenklingt. Und doch sind damit alle geistigen und seelischen Wandlungen, die das Austragen, Gebären und Säugen eines Kindes in der Frau erzeugt, in ihrer ganzen Tiefe noch nicht erfasst. Die plötzliche Gebundenheit, die Freiheitentäußerung, um nun vor Allem Behausung, Verbestätte eines anderen Geschöpfes zu sein, die vollständige Hingabe an ein Anderes, für ein Anderes: ihr ist bisher der tiefste künstlerische Ausdruck nicht zu Theil geworden. Ich bezweifle, daß ein Anderer als eine Frau dies Gebiet künstlerisch erschließen, daß ein Anderer hier das „Sesam, thu Dich auf!“ sprechen kann.

Schon physiologisch fehlt dem Mann jegliche Analogie, um in die begleitenden Seelenzustände der Mutterchaft — dieser ernstesten Gebundenheit — eindringen zu können. Sie sind so wesentlich verschieden von allen Eindrücken in seinem Leben, daß seine Schilderung sich nicht über allgemeine Linien erheben kann. Wenn uns bisher hier auch von Frauen wenig geboten ward, so hat Das nicht nur die Abhängigkeit von der männlichen Produktion, sondern auch der Umstand verschuldet, daß die meisten literarisch bedeutenden Frauen die Mutterchaft nicht in ihrer vollen Wirkung durchgemessen haben. Sonst dürfte es heute, wo das Weib auf erotischem Gebiet so viel über seine spezifische Art, über seine Beziehung zum Manne auszusagen hat, beinahe unerklärlich sein, daß jene anderen Seelenzustände nie künstlerisch erschlossen worden sind. Doppelt unerklärlich, da heute, wo das Weib freier, dem Ausleben seines Ichs gerechter zu werden strebt, alle die Mutterchaft begleitenden Empfindungen um so reicher und reizvoller werden, als sie komplizierter und widerspruchsvoller geworden sind.

Sicherlich dürfte eine Zeichnung, wie das erwachte Persönlichkeits- und Freiheitsgefühl der modernen Frau sich auch mit der Mutterchaft verträgt, eine der interessantesten Erscheinungen unserer Zeit treffen. Das Drama des Weibes, das Bürger dieser Welt geworden ist, das gelernt hat, seiner eigenen Individualität und deren Leistungen zu leben, und das doch durch die Mutterchaft wiederum

zur gänzlichen Hingabe seiner Persönlichkeit an ein Anderes kommt: dies Drama spielt zwar bisher nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber in dieser Welt selbst, — und es wird künftig noch erschütternder in ihr spielen. Mag der Niederschlag der neuen Auffassung über das Weib in praktischer Hinsicht auch vielleicht bedeutungsvoller für das Gezeir der unverheirateten und kinderlosen Frauen geworden sein, insofern er ihnen bei der Eroberung neuer Arbeit- und Lebensgebiete half, so sollte doch nie vergessen werden, daß die moderne Auffassung, die im Weibe den freien, selbständigen Menschen achtet und heranzieht, vor Allem in ihrer Anwendung auf die Frau als Mutter geprüft werden muß. Denn nur das Weib, das den natürlichen Kreislauf des weiblichen Lebens durchmessen hat, repräsentiert erschöpfend sein Geschlecht und darf im letzten Grunde als dessen volle Vertreterin gelten. Und deshalb muß auch erhofft werden, daß die Frau als Mutter sich den künstlerischen Ausdruck erringe, der den noch nicht gehobenen Reichtum ihrer inneren Welt ausmünzt. Ubele Gerthard.



Samoa.

Sünf Monate sind vergangen, seit ein auf Samoa ansässiger Deutscher in dieser Zeitschrift prophezeigte, das neue Jahr werde der polynesischen Gruppe im Stillen Ozean neue Unruhen bringen. Die Weissagung hat sich erfüllt: vor Apia ist wieder einmal geschossen worden und die Diplomatie war, wie man in den Zeitungen las, trotz der Osterruhe „in fieberhafter Bewegung“, um eine Einigung zwischen den drei Vertragsmächten herbeizuführen. Zunächst sollen Kommissare die Zustände im Samoa-Archipel untersuchen. Das wird recht lange dauern und es ist fraglich, ob für Deutschland dabei Ersprießliches herauskommen wird. Als vor ein paar Wochen Ludwig Hamberger starb, wurde der geistreiche, kultivirte und leider allzu wichtige Cobdenit, der für alle Fragen der internationalen und der sozialen Politik so stockblind war und auf Schritt und Tritt den grotesksten Zerthümern zum Opfer fiel, als ein pater patrias gefeiert und ein an Europas Nekrologenüberschwang nicht gewöhnter Kanadier konnte glauben, dem Reich sei ein Begründer, dem deutschen Volk ein Bereiter seiner Größe gestorben. Jetzt erinnert der Zufall wieder an Hamberger; und jetzt steht sein Bild in anderer Beleuchtung vor dem Gedächtniß: denn ihm sind, ihm mehr als irgend einem Anderen, die Verlegenheiten zu danken, die Deutschland seit neunzehn Jahren im Stillen Ozean erlebt hat, und sein Name wird von deutschen Kolonialpolitikern nicht mit jätlicherer Liebe genannt werden als von französischen der Bougainvilles, der den schmählichen Rückzug aus Quebec geleitet, den Verlust Kanadas für Frankreich besiegelt hatte und der, weil in ihrer Nähe sein Kurs sich mit dem anderer Schiffer schnitt, die polynesischen Gruppe im Jahre 1768 Schiffer-Inseln taufte. Vor neunzehn Jahren konnten wir die Südseeinseln, die seitdem zum Zanckapfel geworden sind, ohne allzu große Kosten haben. Damals, vor dem Beginn des Kolonialfiebers, beantragte der Bundesrath, die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft durch die Uebernahme einer Garantie von höchstens 300 000 Mark zu unterstützen und ihr so die Möglichkeit einer 4 1/2 prozentigen Jahresdividende zu sichern. Herr Ham-

berger bekämpfte den Antrag und sein Einfluß war, besonders im Centrum, so mächtig, daß der Reichstag im Frühjahr 1880 die Vorlage mit 128 gegen 112 Stimmen ablehnte und die winzige Summe strich, die zur Festigung des deutschen Ansehens im Stillen Ozean gewiß nützlich geworden wäre. Damit war der günstige Augenblick verpaßt; und obwohl der deutschfeindliche „König“ Malietoa-Laupepa gefangen und nach Kamerun gebracht wurde, sollten ähnlich vortheilhafte Umstände für Deutschland im Archipel nicht zum zweiten Male eintreten. Die seitdem geführten Verhandlungen sind, weil die meisten Aktenstücke in den Schränken des Auswärtigen Amtes schlummern, zum größten Theil unbekannt. Längst aber konnte Jeder erfahren, daß die neun Inseln ein Gesamtareal von 2800 Quadratkilometern umfassen, daß ungefähr 40 000 Eingeborene, von denen mindestens die Hälfte sich zum Christenthum bekennen, und kaum mehr als 1000 Weiße dort leben, die dennoch jährlich etwa 150000 Mark an Zöllen und Steuern in die Kassen des Königreiches liefern, und daß auf den Inseln Tabak, Kaffee, Kakao, Kokospalmen, Bananen, Mais, Baumwolle und andere Tropenprodukte angebaut werden. Die Samoaner, ein prachtvoller, von Kraft strotzender Menschenschlag, führen ein Faullenzlerleben; sie sind in ihrer Sittlichkeit bei paradiesischen, in ihren Kriegsbräuchen bei barbarischen Zuständen stehen geblieben, sind damit zufrieden und leiden eigentlich nur unter dem Partikularismus und dem friedlosen Parteigetriebe. „Wichtig wurde die, verabschiedete Mahaga, S'itov, 'moven, richi, i'jes, 'Fok, einen eigenen Häuptling, jeder Bezirk vereinigter Dörfer seinen Oberhäuptling hätte und wenn diese mehr oder minder Gewaltigen einander nicht mit allen Mitteln der List und Barbarengrausamkeit bekämpften. Kriegerische Zusammenstöße waren unter den Parteien von je her an der Tagesordnung; und da, als eine Karikatur unserer wirtschaftlichen Wirren, auch der Gegensatz zwischen Besitzenden und Proletariern längst sichtbar geworden war, mußte die Entwicklung zum Verfall und zur Fremdherrschaft führen. Nur der eifersüchtigen Rivalität der Großmächte ist es zuzuschreiben, daß die Schiffer-Inseln bisher noch nicht die Beute eines Eroberers wurden. In einem geheimen Vertrag hatten England und Deutschland sich verpflichtet, die Unabhängigkeit der Inseln zu wahren; an diesem Uebereinkommen scheiterte 1877 der dreiste Versuch des amerikanischen Konsuls, im Samoa-Archipel die Flagge der Union zu hissen. Am zehnten Januar 1885 aber, also fünf Jahre nach der Ablehnung der Samoa-Vorlage, konnte Fürst Bismarck im Reichstag eine Depesche verlesen, die aus Wellington meldete: „Die Regierung von Neuseeland hat den Antrag gestellt, die Samoa-Inseln zu annektiren. Ein Dampfer hält sich in Neuseeland bereit, abzugehen, sobald die Entscheidung des Lords Derby eingetroffen sein wird.“ Doch auch durch diese Alarmnachricht ließ die Reichstagsmehrheit, die Bismarck deshalb dem alten wiener Hofkriegsrath verglich, sich nicht zu schnellen Entschlüssen stacheln; die Ansicht der Bamberger siegte noch immer. Der neuseeländische Plan konnte vereitelt werden; von Australien und Amerika aus hat man seitdem aber stets mit gierigen Blicken auf die Schiffer-Inseln und ihre ungehobenen Schätze geschaut. Die Verhältnisse hatten sich seit 1880 eben geändert, das Kolonialfieber war in der kapitalistischen Welt ausgebrochen und es ist thöricht, Bismarcks Sohn die Verantwortung dafür aufzubürden, daß 1889 in der Südsee kein größerer Erfolg eingeklinkt wurde. Die Samoa-Konferenz war in Washington 1887 resultatlos geblieben, weil Deutschland die Vertragsmächte nicht von der Wichtigkeit seines Standpunktes zu überzeugen vermochte und sich selbst zu einem Bruch des Vertrages nicht entschließen wollte. Vom Staats-

sekretär Grafen Bismarck wurde, wie aus den Akten festzustellen ist, der deutsche Konsul in Apia immer wieder zu vorsichtigster Neutralität ermahnt und angewiesen, die Okkupation des Landes durch Marinetruppen thunlichst abzukürzen. Unterdessen war zwischen Mataafa, den die noch übrigen Anhänger Malietoa zum König gekürt hatten, und Tamasese, dem Erwählten der Vertragsmächte, ein hitzig geführter Kampfesentbrannt, in Washington war der ehrgeizige und struppellose Blaine ans Ruder gelangt, und als der deutsche Konsul Knappe ohne Autorisation seinen unbedachten Kriegszug unternommen und das Unglück vom achtzehnten Dezember 1888 herbeigeführt hatte, entstand in Amerika eine Erregung, die von England und Frankreich künstlich geschürt wurde und die, wie die Berichte des Gesandten Grafen Arco, der in Washington sehr klug Deutschlands Interessen vertrat, ergaben, leicht zu einer kriegerischen Verwicklung mit der Union führen konnte. Schon damals gab es dort eine Jungopartei, die auf Kriegslieferungen und Betrügereien in großem Stil hoffte und gar nicht abgeneigt war, gegen eine europäische Großmacht, unter stiller oder lauter Assistentz Englands, das Sternenbanner wehen zu lassen. Natürlich dachte Bismarck nicht daran, wegen der Schiffer-Inseln das seit hundert Jahren ungetrübte Verhältniß zu Nordamerika aufs Spiel zu setzen. Am einundzwanzigsten März 1889 fuhr deshalb Graf Herbert Bismarck nach London und binnen einer Woche hatte er mit Lord Salisbury in der Samoafrage eine gemeinsame Haltung verabredet. Die Yankees waren durch diesen schnellen Schritt isolirt und gezwungen, ihre Bevollmächtigten zu einer Konferenz nach Berlin zu schicken, wo sie wenigstens dem Einfluß der Fehlpresse entzogen waren. Eine deutsche Annexion der Inseln war damals unmöglich. Daß die am vierzehnten Juni 1889 unterzeichnete Generalakte für Samoa nicht die geeigneten Rechtszustände geschaffen hat, daß es ein Fehler war, Malietoa, den Häuptling von Tuamafaga, zum König von Samoa zu machen, trotzdem ihm Tamasese und andere Distrikthäuptlinge die Anerkennung versagten, und daß besonders die Ordnung der Steuerangelegenheiten eigentlich stets nur auf dem Papier stand: das Alles ist jetzt längst bekannt und die Frage ist müßig, ob 1889 mehr zu erreichen gewesen wäre. In den Tagen des Capritivismus war eine Verständigung, nach der England die Tonga-Inseln, die Union Hawaii und Deutschland den Samoa-Archipel erhalten hätte, nicht schwer zu erzielen. Damals geschah aber überhaupt nichts zum Schutz deutscher Interessen in fernem Meeren und heute hat sich die Lage schon wieder ungünstiger gewandelt. Die amerikanischen Jingoos haben seit dem Sieg über Spanien den letzten Rest von Schüchternheit verloren, der Angelsachsenbund zwischen England und den Vereinigten Staaten ist feierlich proklamirt worden, — und es ist wohl kein Zufall, daß bei dem neuesten Bombardement, dem Apia von englischen und amerikanischen Kriegsschiffen ausgeübt war, zwei Schiffe die Wohnungen Deutscher beschädigten . . . Herr von Bülow wird jetzt Gelegenheit haben, zu zeigen, daß er mehr leisten kann als hübschpointirte Reden. Die Mittheilung, die deutsche Regierung werde sich nicht in die inneren Parteistreitigkeiten der Samoaner mischen und weder für Mataafa noch für Malietoa-Tanu eintreten, genügt nicht: nach allem Gerede über nationale Ehre muß hier endlich einmal bewiesen werden, daß der deutschen Regierung die Macht und der Muth nicht fehlt, den Handel der Reichsbewohner da wirksam zu schützen, wo er selbst aus eigener Kraft sich den berechtigt gepriesenen „Platz an der Sonne“ erobert hat.